

Heinrich Heine's Wirken und Streben,

dargestellt an seinen Werken.

Von

Adolf Strodtmann.

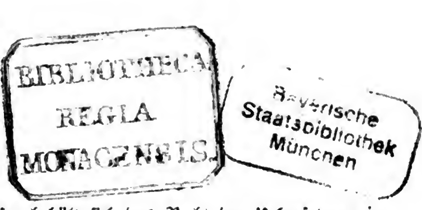
> Ein Posten ist vakant! — Die Wunden klaffen —
> Der Eine fällt, die Andern rücken nach —
> Doch fall' ich unbesiegt, und meine Waffen
> Sind nicht gebrochen — Nur mein Herze brach.



Hamburg.

Verlag von Gustav Carl Würger.

1857.



Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter sind mit geringer Veränderung einer Reihe von Vorlesungen über den **Geist der deutschen Literatur der Gegenwart** entnommen, welche ich vor zwei Jahren in Milwaukie, einer der rasch aufblühenden Städte am Ufer des Michigansees, hielt. Die Charakteristik Heine's trug ich kurz nach dessen Tode als Denkrede auf den Verstorbenen in der vorliegenden Gestalt abermals in Philadelphia vor. Ich halte es für nöthig, diese Thatsachen hier zu bemerken, damit dem Leser der Gedanke fernbleibe, als hätte die neueste Broschüren-Literatur über Heinrich Heine irgend

welchen Einfluß auf meine Darstellung gehabt. Ich beabsichtige weder den abgöttischen Panegyrikos von Alfred Meißner, noch die mißgünstige Kritik des Herrn Eduard Schmidt-Weißenfels zu widerlegen, welche dem todten Löwen die letzte Schande erweist.

Nein, meine Aufgabe war eine andere. Es schien mir an der Zeit, endlich eine Skizze des Dichters und seiner Stellung zu den großen Fragen des Jahrhunderts zu entwerfen, deren Wahrheit nicht durch zufällige Anekdoten oder die trügliche Auffassung persönlichen Verkehres, wohl aber durch einen Hinweis auf sämmtliche Werke des geschilderten Kämpfers verbürgt werden kann. Das Privatleben Heine's mit seinen Irrthümern und Schwächen, die ich so wenig in Abrede stellen will, daß mir jede Rechtfertigung oder poetische Verherrlichung derselben als der schlechteste Freundschaftsdienst erscheint, den man dem Verstorbenen erzeigen kann, hatte ich in einer Darstellung seiner literarischen Thätigkeit mit keiner Silbe zu berühren, und weder eine Bemäntlung seiner Fehler noch ein Hervorheben

etwaiger tugendsamen Handlungen auf diesem, der Oeffentlichkeit fernliegendem Felde zu versuchen.

Trotzdem zweifle ich nicht, daß meine Schrift mancherlei Widersprüche erfahren wird. Die Radikalen werden mir vorwerfen, daß ich den Künstler gegen die einseitig bestimmten Forderungen der Tendenz; die Konservativen, daß ich das Recht einer freien Weltanschauung gegen den Zwang einer herkömmlichen Moral; die Aesthetiker, daß ich eine originelle Form gegen die Willkühr veralteter Regeln in Schutz nahm.

Gegen solche Einwürfe denke ich mich nicht zu verwahren. Aber ich hoffe, daß jenes ungerechte Urtheil über Heinrich Heine, welches eine grämliche Kritik im letzten Jahrzehnt dem Publikum leider nicht ohne Erfolg aufzubringen bemüht war, zu Schanden werde vor dem begeistrungsfreudigen Sinne der Jugend! Ihr, der unsterblichen, widme ich die nachstehende Schilderung, und wünsche, daß manchem Auge der Schatten des Todten aus diesen Blättern in festen Konturen entgegenschreite!



Heinrich Heine.

Wenige Schriftsteller in Vergangenheit und Gegenwart dürfen sich rühmen, während ihrer eigenen Lebenszeit einen tieferen Einfluß auf die geistige Entwicklung ihres Volkes geübt zu haben, als der am 17. Februar 1856 zu Paris verstorbene deutsche Dichter Heinrich Heine. Obwohl jedes seiner Werke von Publikum und Kritik mit Begeisterung oder fanatischer Erbitterung — in jedem Fall aber mit leidenschaftlichem Interesse — empfangen ward, hat dennoch bis auf den heutigen Tag selten Jemand eine Charakteristik des Gesammtwirkens dieses größten Schriftstellers der Gegenwart versucht. Ehren wir seine Manen durch das Bemühen, ein umfassendes

Bild seiner Thätigkeit aus dem Geist seiner sämmtlichen Werke zu gewinnen!

Muß eine gerechte Kritik überall die Zeitverhältnisse treulich beachten, unter welchen ein Schriftsteller auftrat, so ist dies mehr als bei jedem Andern bei Heine erforderlich, der in jeder Zeile, welche er schrieb, von den Ideen seines Jahrhunderts erfüllt war.

Sein erstes Auftreten fällt in die Jahre kurz vor der Juli-Revolution. Es waren Tage einer wüsten Gährung, in denen auf die großen politischen Enttäuschungen nach den Freiheitskriegen eine dumpfe Verzweiflung selbst unter den Bessern gefolgt war. Niemand sah noch das Neue, welches aus den Trümmern der napoleonischen Herrschaft nach Gestaltung rang; und die Poesie hatte sich, durchdrungen von dem unnatürlichen Gegensatz zwischen Ideal und Leben, in Form der Romantik sehnsuchtsvoll in eine Vergangenheit geflüchtet, wo noch das Band einer einheitlichen Weltanschauung die civilisirten

Völker Europa's umschlang, und das äußere Leben nicht so rauh und eisig mit den innern Bedürfnissen des Herzens in Widerspruch stand. Auch Heine sehnte sich in seinen ersten Liedern nach dem fernen Kindheitsalter unseres Volkes zurück — allein bald erkannte er das Krankhafte dieses phantastischen Sehnens, und stürzte sich muthig in die Wellen der kalten, poesielosen, dumpf in ihren Fesseln aufstöhnenden Gegenwart!

Wohin er die Augen wandte, begegneten ihm Elend und Schmerz. Jede gebeugte Stirn, jede heimlich geballte Faust verkündeten ein unsägliches Leid, aus welchem es scheinbar keine Rettung gab — und mit tiefem Weh rief der Dichter all diese stummen Klagen laut in die Welt hinaus. Er zuerst verlieh all diesem Sehnen das Wort; er sprach aus, was der Sklave einer barbarischen Gesellschaft sich kaum selbst zu bekennen gewagt hatte: — die Verworfenheit der ganzen bestehenden Lebensform. Und mit welcher Berechtigung lehnte sich seine Klage an die Zeit! Zu dem Mißlingen aller phantastisch

traumhaften Bestrebungen der Romantiker gesellte sich der widrig rohe politische Druck. Ueberall die bittersten Enttäuschungen, im Leben wie in der Kunst! Die Eide der Fürsten — jene heiligen Eide, geschworen, während ganz Europa als waffenklirrender Zeuge auf dem Schlachtfelde stand — waren vergessen; jede Hoffnung auf politische Freiheit erstickt; die Kaiserschreier brachten auch nach der Juli-Revolution ihren Kaiser eben so wenig zu Stande, wie 1848 die Kaiserheuler zu Frankfurt am Main; selbst die volksfeindliche Partei gelangte nicht vollständig zum Siege; es war ein Zustand zwitterhaftester Verstörtheit; der nackte Verstand, die Prosa der Maschinen fraß sich durch, und Wenige noch ahnten die stille Revolution, welche der Dampf zu vollziehen hat; der letzte Trost, die Religion, schlug um in Görres'schen Jesuitismus; kein Hoffnungsschimmer in Vergangenheit und Gegenwart; kein Stern, der, wie einst jener von Bethlehem, in die Zukunft wies . . . da wurde — und so mußte es kommen — der Weltschmerz die Seele unserer Literatur!

Der Weltschmerz ist: das aus der Unwahrheit und Ungerechtigkeit all unserer Lebensformen entspringende Leid; er ist das bestimmte Gefühl: daß ein Riß durch das Weltall und Menschenherz geht, welcher ausgefüllt, eine blutende Wunde, die gestillt werden und verharschen muß. Die Poesie hatte als ihr Gebiet bisher vorzugsweise das Uebersinnliche betrachtet; gleich unserer Philosophie war auch unsere Dichtung metaphysisch und transzendental, so oft der Poet, sich abkehrend vom subjektiv lyrischen Gefühle, sein Lied in das Allgemeine sich hinabtauchen ließ. Selbst Göthe hatte seinen Faust zuletzt in den christlichen Himmel geflüchtet; allein dieser Himmel wurde von ihm, dem „großen Heiden", so wenig mehr geglaubt, wie sich die Menschheit länger auf ihn vertrösten ließ. Die Philosophie hatte ihr Werk des Anzweifelns vollbracht; dem Zweifel folgte nun die Verzweiflung der Massen, welchen auch der letzte Trost für irdisches Elend, das bessere Jenseits, entrissen war. Da stieg die Poesie im vollen Glanz ihrer Göttlichkeit von ihrem himmlischen Throne, aus den

übersinnlichen Sphären auf die schöne Erde hinab, und gab sich ihr zu eigen für ewig. Und das Erste, was ihr dort entgegentrat, war das Elend, die Noth, der Schmerz! Was Wunder, daß sie diesen auf die Saiten ihrer Harfe spannte, und so mächtig schwellende Akkorde griff, daß wir alle lautlos verstummten, und dem Gesange horchten, der unser tiefgeheimstes Weh in so entsetzlicher Klarheit über die Erde erschallen ließ?

Ueber die Thatsache, daß von jetzt an der Weltschmerz die Seele unserer Poesie ward, und all ihr Singen der Freiheit, jener „rechten Dame" gilt, die noch immer nicht erscheinen will, spricht sich Heine schon in einem seiner ältesten Lieder klar genug aus:

Die Minnesänger.

Zu dem Wettgesange schreiten
Minnesänger jetzt herbei;
Ei, das giebt ein seltsam Streiten,
Ein gar seltsames Turnei!

Phantasie, die schäumend wilde,
Ist des Minnesängers Pferd,
Und die Kunst dient ihm zum Schilde,
Und das Wort, das ist sein Schwert.

Hübsche Damen schauen munter
Vom beteppichten Balkon,
Doch die rechte ist nicht drunter
Mit der rechten Lorbeerkron'.

Andre Leute, wenn sie springen
In die Schranken, sind gesund;
Doch wir Minnesänger bringen
Dort schon mit die Todeswund'.

Und wem dort am Besten dringet
Liederblut aus Herzensgrund,
Der ist Sieger, der erringet
Bestes Lob aus schönstem Mund.

Aber der Weltschmerz war dennoch nicht die vergebliche Klage um ein ewig verlorenes Gut; — nein, er brachte der Menschheit all ihr Leid zum Bewußtsein, und erschuf dadurch jene gefühls- und verstandesklare Unzufriedenheit, welche sich nicht mehr

zur Ruhe begeben kann, ehe sie die zu vollem Glück notwendigen Bedingungen sich erstritten hat. Mitten im Aufschrei seiner Schmerzen sang uns der Poet ein blutrothes Kampflied, sang die Auferstehung des Weltalls, sang die Versöhnung zwischen Mensch und Menschen, zwischen Mensch und Natur.

Heine zuerst — wie nach ihm alle neueren Dichter — gelangte, indem er das Verdammungs-Urtheil über die alte Gesellschaft sprach, zu der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß die Weltgeschichte bei einer ganz neuen Phase angelangt sei, und daß sich im Schooße der Menschheit ein ganz neues Ideal entwickle, das nach blutig ernstem Kampfe auf der abgeräumten Baustelle der Vergangenheit den Tempel der Zukunft errichten und eine Siegesfeier der Versöhnung begehen wird.

Ehe wir die spezielle Thätigkeit unseres Dichters näher in's Auge fassen, werfen wir einen flüchtigen Blick auf jene vielbesprochene literarische Erscheinung, welche unter der Firma: „Das junge Deutsch-

land" besonders häufig mit Heine's Namen in Verbindung gebracht worden ist, und in direktem Gegensatz zu der romantischen Schule stand. Dieser Ausdruck bedarf einer Erklärung. Das Grundstreben beider feindlichen Parteien — jenes sehnsüchtige Verlangen: die Einheit zwischen Kunst und Leben, Ideal und Wirklichkeit wiederherzustellen — blieb dasselbe; nur hatten die Romantiker als Weg zu dieser Einheit die Rückkehr in die Vergangenheit bezeichnet, während das junge Deutschland ihn in der Verwirklichung ihrer Ideale der irdischen Zukunft fand. Als die Männer des „jungen Deutschlands" (der Name war bekanntlich durch Wienbarg's „Aesthetische Feldzüge; dem jungen Deutschland gewidmet!" entstanden) nennt der Bundestagsbeschluß vom December 1835, welcher ihre Schriften verbot, die Namen: Heine, Wienbarg, Gutzkow, Mundt und Laube. Ein bewußt einheitliches Streben hatte zwischen diesen Männern kaum jemals bestanden; seit jetzt feindeten sie sich zum Theil gar öffentlich an. Nichts desto weniger ruht ihre Weltanschauung auf

einer gemeinschaftlichen Basis; in ihren Hauptlehrsätzen waltet ein kaum zu beachtender Unterschied, und ... es ist wohl hier zum ersten Male die komische Thatsache zu berichten, daß eine oberste Polizeibehörde mit kritischem Scharfsinn das Amt des Literarhistorikers geübt hat.

Als erste Eigenthümlichkeit ihres Strebens sehen wir bei all diesen Männern ein entschieden feindseliges Verhalten gegen das Christenthum. „Der einstmalige unbewußte Einklang zwischen Mensch und Natur, Mensch und Menschen ist verloren gegangen; der letzte große Versuch zur Wiederherstellung dieses Einklanges war das Christenthum, und auch dies hat jene Mission nicht vollbracht." So lautete das Wort, welches unsere Dichter aus jedem kummerblassen Antlitz, aus dem zornblitzenden Auge jedes Unterdrückten erkannten, der mit nutzloser Mühe wider die fesselnden Staatsinstitutionen anringt, welche ihm von Kanzel und Katheder als so vortrefflich gepriesen werden. Auch das Christenthum — diese Thatsache wurde jetzt festgestellt — ist nicht im Stande gewesen, die

ganze Menschheit oder auch nur deren Mehrzahl zu beglücken. Jene alte Lehre von der Unvollkommenheit alles Irdischen und Menschlichen genügte nicht mehr; Armuth und Hunger nahmen überhand, und ließen sich mit Bibelworten nicht stillen. Da hatte das junge Deutschland — und zuerst wieder Heinrich Heine — den Muth, jenes Fragezeichen auf der Stirn der Menschheit zu lesen: ob nicht über das Christenthum hinaus eine Weltversöhnung zu finden sei? Man versuchte zuvörderst die Lösung dieser Frage nicht indem man alle Religion barsch über den Haufen warf, sondern durch das Aufstellen einer neuen Gesellschaftsreligion, deren Göttin „die Freiheit" war (Heine's Reisebilder, vierter Band, Seite 316, und an anderen Orten). Jeder Schriftsteller verfolgte hier ziemlich selbstständig seinen eigenen Weg, je nachdem ihm sein besonderes Ideal der Freiheit vor Augen stand; aber darin kamen wieder alle überein, daß ihnen weniger an dem Verhalten des Menschen zu Gott, als an dem Verhältniß des Menschen zum Menschen gelegen war. Schon dieser

Umstand erklärt zur Genüge, weßhalb man im Allgemeinen bald den persönlichen Gott fallen ließ, und offen zur Fahne des Pantheismus schwor. Wie letzterer durch sein Negiren eines speziell und vorbedacht die Menschengeschicke lenkenden Himmelsherrn das einzelne Individuum mit dem unveräußerlichen Freibriefe bewußter Selbstbestimmung versah, so führte er auf der andern Seite eben dies Individuum auf einen harmonischen Zusammenhang mit dem Weltganzen und der Menschheit zurück. Aber dies Band erweiterte sich von den beschränkten Grenzpfählen der Nationalität über die Bewohner des ganzen Erdballs, und in Folge dieser Anschauung begann der Gedanke einer Weltverbrüderung und Weltliteratur seiner Verwirklichung entgegenzureifen.

Bei ihren Bestrebungen gegen die krankhaften Auswüchse des Christenthums kam diesen Männern ihre Vertrautheit mit den jüngsten Entwicklungsstufen der deutschen Philosophie trefflich zu statten, und vor Allem wurde die Frage nach dem Verhältniß von Geist und Materie auf's Glücklichste angeregt.

Das Christenthum hatte mit seiner Lehre von der Verderbniß der Welt als solcher und der Erbsündhaftigkeit des Fleisches die widernatürliche Trennung von Geist und Leib scharf ausgesprochen, und diese Lehre in seiner Dogmatik zum durchgebildetsten Spiritualismus entfaltet. In Frankreich war freilich seit längerer Zeit eine Reaktion gegen solche Verdammniß des Fleisches aufgestanden, aber diese hatte einem ziemlich rohen Materialismus gehuldigt; und so fand nun das junge Deutschland einen historisch naheliegenden Weg der Versöhnung in der Lehre: „Weder Geist noch Materie für sich allein ist berechtigt; die Trennung dieser beiden war ein Irrthum von mehreren tausend Jahren; beide in ihrer Einheit, und gleichberechtigt in dieser, bilden den ganzen, vollharmonischen Menschen." Das war der Sinn jener verrufenen „Wiedereinsetzung des Fleisches", welche von den Vertretern des jungen Deutschlands — von jedem freilich in besonderer, manchmal verletzender Form, und von jedem dennoch nur bis zu einem gewissen Punkte gepredigt ward. Mit besonderem Nachdruck

heben wir diesen jugendlichen Ungestüm hervor, welchem jede Berechnung der Form ferne lag, und welcher daher eine Zeitlang nicht durch das, was er sagte, seinen Zweck vereitelt sah, sondern durch die Weise, wie er es vortrug. Nur hieraus läßt es sich erklären, daß in Deutschland die so kühn erhobene Forderung nach der Emanzipation des Weibes so bald und auf lange Jahre wieder zurückgedrängt ward; denn gegen den Hauptsatz des jungen Deutschlands: daß eine Ehe ohne Liebe, eine Gemeinschaft der Leiber bei Mangel jedes Bandes geistiger Verständigung weit unsittlicher sei, als der Liebesverkehr zweier Menschen ohne ein kirchliches Band — gegen diesen Satz herrschte gewiß gar kein so ernstlicher Groll.

Den Reigen all dieser Ideen der neuen Zeit — der Gleichberechtigung von Geist und Materie, der Weltverbrüderung und Weltliteratur — eröffnete nun als Chorführer Heinrich Heine, geboren am 12. December 1799 zu Düsseldorf am Rhein. Seine

Eltern waren jüdischen Glaubens, und obwohl Heine im Jahr 1825, um seine juristische Carrière fortsetzen zu können, pro forma zum Christenthum übertrat, kann man doch hierin schwerlich etwas Anderes, als das Vollziehen eines staatsmäßig vorgeschriebenen Aktes erblicken. In seinen kürzlich erschienenen Geständnissen sagt er ganz unumwunden: „Wenn ich überhaupt dem evangelischen Glauben angehörig bleibe, so geschieht es, weil er mich auch jetzt durchaus nicht genirt, wie er mich früher nie allzusehr genirte. Freilich, ich gestehe es aufrichtig, als ich mich in Preußen und zumal in Berlin befand, hätte ich, wie manche meiner Freunde, mich gern von jedem kirchlichen Bande bestimmt losgesagt, wenn nicht die dortigen Behörden Jedem, der sich zu keiner von den staatlich privilegirten positiven Religionen bekannte, den Aufenthalt in Preußen und zumal in Berlin verweigerten." Durch sein ganzes Leben hat dagegen Heine eine schonungsvolle Pietät gegen das Religions- und Kulturleben seiner Vorfahren bewahrt, wie denn überhaupt mit ihm recht eigentlich die

Betheiligung des Judenthumes an unserer Literatur beginnt. Durch den gesellschaftlichen Fluch, welcher seit länger als zweitausend Jahren so entwürdigend auf diesem Volke gelastet hat, scheinen die Juden ganz besonders zu Trägern des Weltschmerzes berufen zu sein.

Seine erste Erziehung genoß Heine im Franziskanerkloster und später im Gymnasium zu Düsseldorf, welches damals — in der französischen Zeit — hauptsächlich unter Leitung der Jesuiten stand. Den Einfluß dieser französischen Zeit auf die ganze Jugend des Dichters dürfen wir um so weniger außer Acht lassen, als er selbst auf diese Einflüsse so hohen Werth zu legen scheint, und dieselben im „Buch Le Grand" mit unübertrefflicher Wärme und Lebensfrische geschildert hat. Schon in seinem sechszehnten Jahre verherrlicht er den Kaiser in einem Gedichte, das unter dem Titel „Die Grenadiere" (Buch der Lieder, Seite 56—57) berühmt geworden ist — er verherrlicht den Kaiser in einem Momente, wo das ganze koalizionirte Europa triumphirt! Wir dürfen

behaupten, daß gerade der frühzeitig innige Verkehr mit den kecken und beweglichen Elementen der französischen Nationalität ihm selbst jene bewegliche Kühnheit und Sicherheit, vielleicht auch ein gut Theil jener Grazie verlieh, womit er das Schwert wider die alte Gesellschaft erhob.

Von seinen Eltern anfänglich dem Kaufmannsstande bestimmt, lebte Heine eine Zeitlang in Hamburg, verließ indeß bald eine ihm so wenig zusagende Beschäftigung. Von 1819—21 studirte er in Bonn, 1822 in Göttingen, 1822—23 in Berlin, 1824 wieder in Göttingen Rechtswissenschaft, auf welcher letztgenannten Universität er im folgenden Jahr promovirte. In Berlin verkehrte er, außer mit Rahel und deren feingebildetem Manne Varnhagen von Ense, namentlich mit dem Philosophen Hegel, dem Rechtsgelehrten Gans, dem Sanskritkundigen Bopp, dem Schauspieler Ludwig Devrient, und den Dichtern Chamisso, Laube, Wolf, Uechtritz und Grabbe. Von dort aus bereis'te er Preußisch-Polen, und trat in Folge dieser Reise 1822 zuerst im „Gesellschafter"

mit einem anonymen Aufsatze „Ueber Polen" auf, in welchem sich schon mancher originelle Zug seiner späteren Prosa erkennen läßt, und in welchem der Zensor schon bedeutende Parthieen zu streichen fand. In demselben Jahre erschien von Heine ein Band Jugendgedichte (Berlin, bei Maurer), welcher indeß ziemlich kühl aufgenommen ward. Nur Rahel erkannte mit dem ihr eigenen Scharfblicke schon jetzt die ganze Bedeutsamkeit des Dichters, und blieb ihm bis an ihren Tod auf's Innigste befreundet. „Heine hat ein Sieb im Ohr, welches nichts Schlechtes durchläßt", schreibt sie an Gentz; „er wurde uns vor mehreren Jahren zugeführt, wie so Viele und immer zu Viele; da er fein und absonderlich ist, verstand ich ihn oft, und er mich, wo ihn Andere nicht vernahmen, und das gewann ihn mir, und er nahm mich als Patronin." Die besten jener Gedichte finden wir unter dem Titel „Junge Leiden" im „Buch der Lieder" abgedruckt. 1823 erschienen die „Tragödien, nebst einem lyrischen Intermezzo." Erstere fanden bisher selten die rechte Würdigung, obwohl beide — namentlich der „Almansor"

— voll überraschender lyrischer Schönheiten sind. Als das Resultat welcher Schmerzen sich „Ratcliff“, die erste dieser Tragödien, geltend macht, sehen wir am Besten aus folgenden, bisher ungedruckten, von dem Dichter in ein Exemplar seiner „Tragödien“ geschriebenen Zeilen:

Ich habe die süße Liebe gesucht,
Und hab' den bittern Haß gefunden,
Ich habe geseufzt, ich habe geflucht,
Ich habe geblutet aus tausend Wunden.

Auch hab' ich mich ehrlich Tag und Nacht
Mit Lumpengesindel herumgetrieben;
Und als ich all diese Studien gemacht,
Da hab' ich ruhig den Ratcliff geschrieben.

An künstlerischem Werthe übertrifft indeß „Almansor“ bei Weitem den „William Ratcliff“, in welchem sich der Einfluß altenglischer Volkslieder von blutigstem Inhalte nicht verkennen läßt, während sich in der Form auch eine gewisse Nachahmung Shakspeare's bemerklich macht. Weßhalb aber, fragen wir, ist „Almansor“ nie zu gebührender Anerkennung gelangt?

Dies Drama war ein so kühner und origineller Wurf, daß ich nicht begreife, warum es so unbeachtet geblieben ist. Die Gedankenarbeit der jüngstverflossenen Zeit hatte mit unerbittlicher Strenge die bisherige Welt- und Religionsansicht der Menschheit über den Haufen gestürzt; aber diese Thatsache hüllte sich — von Wenigen gekannt — noch in den Mantel einer schwerverständlichen philosophischen Terminologie oder in die vornehm ruhige Würde Göthe'scher Dichtungsform, welche die Massen über die in Geist und Gemüth herrschende Aufregung täuschen wollte. Gegen diese vornehme, in sich doch unruhige Kälte erhob schon in seinen Jugendwerken Heine den unversöhnlichsten Protest. Ihn, den jungen kecken Studenten ergrimmte die ganze Verlogenheit unserer Existenz, ihn ergrimmte vor Allem die Scheu, jene geheime Aufregung des deutschen Geistes und die Unnatur all unserer Zustände laut und offen zu verkünden. Nicht das Herz, nur der Verstand hatte bis jetzt an diesen gewaltigen Kämpfen theilgehabt; Göthe hatte ersteres dem letzten geopfert, und befahl seinem Herzen:

„Schweig!“ Heine gebot seinem Herzen: „Sprich!“ und dies Herz entfernte nun mit stürmischem Pochen den Schleier von jener ganzen Geistesrevolution, über welche uns Göthe durch die steinerne Plastik seiner Werke belog. Dies war der Kampf Heine's wider die Göthe'sche Richtung; hier lag das Motiv seiner Rebellion, nicht, wie er später einmal ironisch spaßhaft sagte, im „Neid“. Er bekennt an dieser und mehreren anderen Stellen der „romantischen Schule“ ausdrücklich, daß er „in Göthe nie den Dichter (soll nach seiner eigenen Erklärung, Seite 86 ff., heißen: den Künstler) angegriffen, sondern nur den Menschen.“

Alles so eben Gesagte gilt höchst nachdrücklich vom „Almansor“. Wie derselbe überhaupt zu den wärmsten und tiefstempfundenen Dichtungen Heine's gehört, so finden wir in diesem Versuch, eine Tragödie des Weltschmerzes zu erschaffen, bereits einen an Abscheu streifenden Haß gegen das Christenthum und dessen spiritualistische Moral. — Die Wahl des Stoffes konnte kaum eine glücklichere sein. Das

Stück spielt in Granada, kurz nach Vertreibung der Mauren aus Spanien. Einer dieser Mauren, Almansor ben Abdullah, ist nach Spanien zurückgekehrt, um noch einmal die Heimath seiner Väter und seine Jugendliebe, Zuleima, zu sehen, die mit ihrem Verwandten Aly, dem Vater Almansor's, zum Christenthum übergetreten ist. Schon an der Thüre von Aly's Hause begrüßt den Fremdling in Gestalt des Dieners Pedrillo ein charakteristisches Beispiel des Renegatenthums. Almansor wird aus dem festlich erhellten Schloß seines Vaters (den er irrthümlich für seinen Oheim hält) in das Wirthshaus gewiesen; denn

— was die alte Gastlichkeit betrifft,
So ist das eine jener Heidensitten,
Wovon dies christlich fromme Haus gesäubert.

Auch die alten maurischen Namen sind umgetauft; der alte Glaube ist ausgezogen,

— — — — — — die alte Liebe
Hat man mit Hohn zur Thür hinausgestoßen,
Und laut verlacht ihr leises Todeswimmern.

Verändert sind die Namen und die Menschen;
Was ehmals Liebe hieß, heißt jetzo Haß.

Almansor wartet, bis die Gäste sich aus dem Schloß entfernt haben, und singt dann vor Zuleima's Fenster ein altes, ihr wohlbekanntes Lied. Sie erscheint auf dem Balkon, und erkennt den todtgesagten Geliebten. Am Morgen überrascht er sie im Garten, und hier führen die Beiden ein herrliches Zwiegespräch über das Christenthum. Almansor erinnert sich beim Anblick eines Christusbildes des Tages, wo er bei seiner Rückkehr nach Spanien zuerst eine christliche Kirche betreten hat! Der Eindruck dieses Kultus' auf ein unbefangenes Menschenherz ist wohl selten dämonisch ergreifender geschildert worden:

Schon an der Pforte goß sich mir entgegen
Ein dunkler Strom gewalt'ger Orgeltöne,
Die hochaufrauschten und wie schwarzer Sud,
Im glüh'nden Zauberkessel, qualmig quollen.
Und wie mit langen Armen, zogen mich
Die Riesentöne in das Haus hinein,
Und wanden sich um meine Brust wie Schlangen,
Und zwängten ein die Brust, und stachen mich,

Als läge auf mir das Gebirge Kaff,
Und Simurghs Schnabel picke mir in's Herz.
Und in dem Hause scholl, wie'n Todtenlied,
Das heisre Singen wunderlicher Männer,
Mit strengen Mienen und mit kahlen Häuptern,
Umwallt von blum'gen Kleidern, und der feine
Gesang der weiß- und rothgeröckten Knaben,
Die oft dazwischen klingelten mit Schellen,
Und blanke Weihrauchfässer dampfend schwangen.
Und tausend Lichter gossen ihren Schimmer
Auf all das Goldgefunkel und Geglitzer,
Und überall, wohin mein Auge sah,
Aus jeder Nische nickte mir entgegen
Dasselbe Bild, das ich hier wiedersehe.
Doch überall sah, schmerzensbleich und traurig,
Des Mannes Antlitz, den dies Bildniß darstellt.
Hier schlug man ihn mit harten Geißelhieben,
Dort sank er nieder unter Kreuzeslast,
Hier spie man ihm verachtungsvoll in's Antlitz,
Dort krönte man mit Dornen seine Schläfe,
Hier schlug man ihn an's Kreuz, mit scharfem Speer
Durchstieß man seine Seite, — Blut, Blut, Blut
Entquoll jedwedem Bild. Ich schaute gar
Ein traurig Weib, die hielt auf ihrem Schooß

Des Martermannes abgezehrten Leichnam,
Ganz gelb und nackt, von schwarzem Blut umronnen —
Da hört' ich eine gellend scharfe Stimme:
„Dies ist sein Blut", und wie ich hinsah, schaut' ich
Den Mann, der eben einen Becher austrank.*)

Aber traumhaft weiß ihn Zuleima in das Christenthum als in ein „Haus der Liebe" hineinzusingen; dies Wort nimmt all sein Wesen gefangen; er denkt nicht an den heuchlerischen Sinn, welchen die Kirche unter dem Worte verbirgt, er hört nur dessen süßen Klang:

---

*) Wie wenig Heine in späterer Zeit dies herbe Jugend-Urtheil gemildert hat, sehen wir aus folgender Stelle der „romantischen Schule" (Seite 26 ff.): „Wenn wir jetzt in einen alten Dom treten, ahnen wir kaum mehr den esotherischen Sinn seiner steinernen Symbolik. Nur der Gesammteindruck dringt uns unmittelbar in's Gemüth. Wir fühlen hier die Erhebung des Geistes und die Zertretung des Fleisches. Das Innere des Domes selbst ist ein hohles Kreuz, und wir wandeln da im Werkzeuge des Martyrthums selbst; die bunten Fenster werfen auf uns ihre grünen und rothen Lichter wie Blutstropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns; unter unseren Füßen Leichensteine und Verwesung; und mit den kolossalen Pfeilern strebt der Geist in die Höhe, sich schmerzlich losreißend von dem Leib, der wie ein müdes Gewand zu Boden sinkt."

Du sprachest aus, Zuleima, jenes Wort,
Das Welten schafft, und Welten hält zusammen;
Du sprachest aus das große Wörtlein: Liebe!

Schon will Almansor ganz sich dieser Religion der Liebe hingeben, schon ruft er aus:

Dein Himmel nur, Zuleima's Himmel nur
Sei auch Almansor's Himmel, und dein Gott
Sei auch Almansor's Gott, Zuleima's Kreuz
Sei auch Almansor's Hort, dein Christus sei
Almansor's Heiland auch, und beten will ich
In jener Kirche, wo Zuleima betet —

da tönen in der Ferne die Kirchenglocken, und auf seine erschreckte Frage erklärt ihm Zuleima:

Hörst du, Almansor, was die Glocken murmeln?
Sie murmeln dumpf: Zuleima wird vermählt heut
Mit einem Mann, der nicht Almansor heißt.

Jene Religion der „Liebe" verwandelt sich plötzlich in eine Religion der unnatürlichsten Entsagung, und wahnsinnig stürzt Almansor fort. Wunderschön ist der Monolog des wahnwitzigen Almansor's, den ein alter, ergebener Diener, Hassan, welcher dem Koran treu geblieben ist, endlich dadurch aus seinen

Selbstmordgedanken weckt, daß er ihm die Aussicht erschließt, Zuleima am Hochzeitstage zu rauben. Nach blutigem Kampfe trägt Almansor (der noch immer nicht weiß, daß Aly sein Vater ist) die ehemalige Geliebte von dannen, welche sich bei ihrem Erwachen im Himmel glaubt, und sich nicht genug verwundern kann, auch Almansor dort zu finden, der nach dem Ausspruch ihres Beichtvaters zur ewigen Hölle verdammt sei.

— — — — — — — In dem Himmel
Bedarf es der Verstellungskünste nicht,
Und frei darf ich gestehn: Ich liebe dich,
Ich liebe dich, ich liebe dich, Almansor!

Aber schon tönt das Waffengeklirr der Verfolger zu ihnen aus der Felsschlucht empor:

Nenn's Eblis, nenn' es Satan, nenn' es Menschen,
Die tückisch arge Macht, die wild hinaufsteigt
In meinen Himmel selbst!

Zuleima fordert ihn auf, hinab in das Blumenthal zu fliehen, und mit den Worten:

— — — — Die Jäger nahen schon,
Mein Reh zu schlachten! Dorten klirrt der Tod,

Hier unten blüht entgegen mir das Leben,
Und meinen Himmel halt' ich in den Armen!

stürzt sich Almansor mit ihr vom Felsen hinab.

Aly, der Christ, welcher erst eben erfahren hat, daß sein Sohn Almansor noch lebe, schließt mit der furchtbaren Anklage gegen das Christenthum:

Jetzt, Jesu Christ, bedarf ich deines Wortes,
Und deines Gnadentrosts und deines Beispiels.
Der Allmacht Willen kann ich nicht begreifen,
Doch Ahnung sagt mir: ausgeräutet wird
Die Lilie und die Myrthe auf dem Weg,
Worüber Gottes goldner Siegeswagen
Hinrollen soll in stolzer Majestät.

Indem wir nochmals die Lektüre dieser in ihrer Art einzigen Tragödie dringend empfehlen, wenden wir uns jetzt zu Heine's erfolgreichster Wirksamkeit, wie sich dieselbe im „Buch der Lieder", den „Neuen Gedichten", dem „Romanzero" und seinen jüngsten „Gedichten" bethätigt hat. Wir dürfen diese verschiedenen Sammlungen um so eher in ihrem Zusammenhange betrachten, als sich im Wesentlichen schon in dem ersten Bande dieselbe Tendenz wie in seiner neuesten Lyrik

zeigt — nur daß Heine mit jedem Jahre schärfer den Grundzug seines Wesens und den Kerngedanken seiner Dichtung entfaltet hat. Wir haben schon einmal bemerkt, daß Heine zuerst die Heuchelei und Verlogenheit unserer Zustände offen proklamirte. Dies geschah im „Almansor", dies geschieht in seinen lyrischen Gedichten. Daß er selbst von den unheilvollen Einflüssen all dieser gesellschaftlichen Mißstände für seine eigene Person weder frei war, noch Freiheit von denselben erlog, machte ihn eben zu dem, was er unleugbar geworden ist: zu dem getreusten Spiegel der Zeit, in welche sein Auftreten fällt. In ihm kam sich — in direktem Gegensatz zu der Lehre von einer prädestinirten „Erbsündhaftigkeit des Fleisches" — die Menschheit zum Bewußtsein ihrer ganzen selbstverschuldeten, daher auch heilbaren Versunkenheit; und gerade dies Bewußtsein ist der erste Schritt zu ihrer vollständigen Wiedergeburt. Was Heine somit am Schönsten ziert, ist jene, ich möchte sagen: leidenschaftliche Subjektivität, welche so oft als ein Tadel gegen ihn erhoben ward. Die einzig

richtige Entsprechungsform dieser wie aller Subjektivität war die Lyrik, und von dieser hat sich Heine weder in seinen Liedern, noch in seinen Dramen, noch selber in seiner Prosa um die Breite eines Haares entfernt. Ja, er giebt uns nicht blos die Stimmung, den Gedanken, das Gefühl, sondern zugleich immer den Prozeß, aus welchem Gefühl, Stimmung und Gedanke hervorging. Dies passionirte Streben nach absoluter Wahrhaftigkeit theilt er mit Rahel, *) deren

*) Es dürfte wohl mehr als eine müssige Behauptung sein, wenn ich hier den Satz aufstelle, daß erst mit dem selbstthätigen Eingreifen der Frauen in die Weltgeschichte uns die Möglichkeit einer vollendeten Dichtung geboten wird, welche einem idealeren Leben den wahrhaft entsprechenden Ausdruck verleihen kann. Poesie und Leben waren bisher unnatürlich getrennt; die Poesie — man drehe und wende die Sache, wie man will, oder bemäntle sie mit jeder beliebigen Phrase — die Poesie in all ihren Schöpfungen bot uns meistens ein Leben, das in Wirklichkeit selten oder nie genau in der Weise vorhanden war, wie die Phantasie es uns darstellte. Es fällt uns nicht ein, den Dichter deßhalb zu tadeln, da seine Werke eben meist aus der überwältigenden Sehnsucht nach einem Edleren und Besseren entsprangen, und sein ungeduldiges Herz ihn dies schönere Leben wenigstens in einem Traumbild erschaffen ließ; aber nur zu oft hielt er selbst und öfter noch die kritiklose Menge, durch jene Phantasien

Einfluß auf ihn nicht genug hervorzuheben ist, und der auch später „die Heimkehr" gewidmet ward.

Unter allen Männern haben wenige dies Wahrheitsstreben einer, wenn auch nicht einheitlichen, so doch einheitsbedürftigen Natur in so überraschendem Grade besessen, wie Heinrich Heine. Deßhalb wohl hat er sich in der lyrischen Dichtungsform als den größten Meister aller Zeiten und Völker bewährt. Nur drei Lehrer hatte er in dieser höchsten Kunst:

---

geblendet, diese selbst schon für Wirklichkeit, und ließ sich träge an ihrem glänzenden Gaukelspiele genügen. Man hat bekanntlich an den dichterischen Produktionen der Frauen häufig getadelt, daß sie in unkünstlerischer Gewissenhaftigkeit das Leben blos abspiegeln, statt es »poetisch zu verklären«. Man tadelt hier jedenfalls am unrechten Orte; denn diese Eigenschaft befähigt die Frauen eher zur Erreichung der höchsten Palme auf dem Felde der Dichtkunst; man hätte die Wahl des Stoffes tadeln mögen, den sie schilderten, wenn derselbe als zu werthlos erschien; allein sicher nicht die Weise ihrer Schilderung, wenn dieselbe aus jenem Streben nach absoluter Wahrhaftigkeit entsprang. Es ist ein charakteristischer Vorzug der Frau, daß sie in der Regel die Dinge sieht, wie sie sind, nicht wie dieselben trüglich erscheinen. Ich sehe die Rache der Weltgeschichte für die Unterdrückung des Weibes zumal in dem Umstande, daß (mit seltenen Ausnahmen) der Mann

sein eigenes Herz, das Herz des Weibes, und die alten Volkslieder unserer Nation. Von ersterem hat er am Meisten gelernt; Vieles von unserm Volksliederschatze; Einiges, aber am Wenigsten von den Frauen, deren Herz ihm, wie er in seinen letzten Krankheitsliedern selbst gesteht, ewig ein Räthsel blieb; während er dennoch als echter Prophet das Bekenntniß der ihm so unliebsamen Wahrheit nicht zurückhalten kann: daß die alte Welt „in Trümmer fällt", sobald sich das Weib zum Bewußtsein ihres Wesens gelangen wird:

die Fähigkeit verlor, sich selbst als den richtigen Spiegel des Alls zu betrachten; während bei dem Weibe im Ganzen eine so gefährliche Spaltung ihrer Geisteseinheit, eine so irreführende Zerklüftung in Denken, Fühlen und Wissen niemals stattgefunden hat. In ihrer einheitlichen Natur spiegelt sich daher viel öfter noch die Welt in ungetrübter Reine, als beim Manne, wo jedes Bild sich in der Regel erst an den scharfen Zacken des Verstandes bricht, und dadurch von vornherein eine schiefe Verzerrung erhält. Nicht als spiegelte sich in den Frauen nur das Reine rein; im Gegentheil, auch das Schlechte und Schmutzige mag sich eben so oft in ihrer Seele reflektiren; aber es spiegelt sich auch dann, wie es ist. Welch eine ungeahnte Fülle herrlicher Dichtungen haben wir von dem Weibe zu erwarten, wenn unser Leben künftig einmal würdigere und höhere Gestaltungen zu spiegeln erlaubt, als in unserer traurigen Gegenwart!

Die Gestalt der wahren Sphynx
Weicht nicht ab von der des Weibes;
Faselei ist jener Zusatz
Des betatzten Löwenleibes.

Todesdunkel ist das Räthsel
Dieser wahren Sphynx. Es hatte
Kein so schweres zu errathen
Frau Jokastens Sohn und Gatte.

Doch zum Glücke kennt sein eignes
Räthsel nicht das Frauenzimmer;
Spräch' es aus das Lösungswort,
Fiele diese Welt in Trümmer.

Hier giebt uns der Dichter selbst den Standpunkt, von welchem aus all sein Streben der Zukunft nicht mehr genügen wird. Auch er war kein Oedipus, und jenes Räthsel will eben gelöst sein. Auch hat unser Dichter Versuche — aber mißlungene — zur Lösung gemacht; und der Grund des Mißlingens lag darin, daß Heine den Gegensatz von Geist und Materie im Eifer des Kampfes gegen den Spiritualismus weder im Leben, noch in Folge davon im Liede auf-

zuheben gewußt hat. Er war auch hier wieder der treueste Spiegel seiner Zeit, und konnte nicht über dieselbe hinaus; jener Dualismus kam sich in seiner Person auf's Klarste, oftmals auf's Schneidendste zum Bewußtsein; er verkündete stürmisch die Nothwendigkeit, ihn zu vernichten — aber die Vernichtung selber mißlang.

Psyche.

In der Hand die kleine Lampe,
In der Brust die große Gluth,
Schleichet Psyche zu dem Lager,
Wo der holde Schläfer ruht.

Sie erröthet und sie zittert,
Wie sie seine Schönheit sieht —
Der enthüllte Gott der Liebe,
Er erwacht und er entflieht.

Achtzehnhundertjähr'ge Buße!
Und die Aermste stirbt beinah!
Psyche fastet und kasteit sich,
Weil sie Amorn nackend sah.

Das ist die Klage. Psyche, die arme Seele, irrt achtzehn Jahrhunderte lang unter dem Bannfluche

des Christenthumes umher, weil sie nach der Vermählung mit dem unverhüllten Gott der Liebe gezittert hat. Auch gegen die pantheistische Antwort:

Auf diesem Felsen bauen wir
Die Kirche von dem dritten,
Dem dritten neuen Testament;
Das Leid ist ausgelitten.

Vernichtet ist das Zweierlei,
Das uns so lang' bethöret;
Die dumme Leiberquälerei
Hat endlich aufgehöret.

Hörst du den Gott im finstern Meer?
Mit tausend Stimmen spricht er.
Und siehst du über unserm Haupt
Die tausend Gotteslichter?

Der heil'ge Gott der ist im Licht
Wie in den Finsternissen;
Und Gott ist Alles, was da ist;
Er ist in unsern Küssen —

auch gegen diese Antwort hätten wir kaum Vieles einzuwenden, wenn nur nicht Heine's übrige Poesie

einen gar zu roh materialistischen Kommentar zu diesem „neuen Testament“ böte!

Seine Laufbahn als Liederdichter eröffnete er im „lyrischen Intermezzo“ mit der Feier einer unglücklichen Liebe, von welcher sein Gemüth sich erst nach Jahren befreit hat. So schmerzlich wahr hatte nie zuvor ein Poet von Liebesleiden gesungen, und wahrlich, wem nicht ein Herz von Stein im Busen saß, der konnte nicht gefühllos bleiben bei diesen wild leidenschaftlichen, süß träumenden, bald hell auflachenden, bald wieder wie leises Wellengemurmel dahinfluthenden Akkorden. Statt die Geliebte zu verfluchen, statt sich in wilden Lästerungen zu ergehn, sucht er nur seinen Schmerz einzuschläfern; er singt ihm ein Wiegenlied, leise — leise — und dann wieder schreit er plötzlich empor aus dem Abgrund seiner Qualen, so laut, so gellend, daß alle Seiten unserer Seele gewaltsam nachzucken und erst im nächsten Liede sich wieder beruhigen. Manchmal auch hält er solch eine Stimmung mit dämonischer Wollust der Schmerzen fest, und gönnt sich gar keine Befreiung — so in den Liedern:

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht.
Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längst. Ich sah dich ja im Traum,
Und sah die Nacht in deines Herzens Raum,
Und sah die Schlang', die dir am Herzen frißt,
Und sah, mein Lieb, wie sehr du elend bist.

* * *

Ja, du bist elend, und ich grolle nicht; —
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein!
Bis uns der Tod das kranke Herze bricht,
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein!

Wohl seh' ich Spott, der deinen Mund umschwebt,
Und seh' dein Auge blitzen trotziglich,
Und seh' den Stolz, der deinen Busen hebt, —
Und elend bist du doch, elend wie ich.

Unsichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund,
Verborgne Thräne trübt des Auges Schein,
Der stolze Busen hegt geheime Wund', —
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein.



Zu den einfach wehmüthigsten Liedern, welche je einem Dichterherzen entflossen sind, gehört unstreitig jene, „Tragödie" betitelte Romanze (Neue Gedichte, S. 160 ff.), in welche Heine kunstvoll ein altes Volkslied verflochten hat. Eine solche Plastik, eine solche Gegenständlichkeit der Form, wie sie dieser Schriftsteller in all seinen Werken aufzuweisen hat, ist selbst bei Göthe, den man in dieser Hinsicht als Muster zu nennen pflegt, schwerlich zu finden. Heine hat Göthe's Werke bezeichnend mit Statuen verglichen; ich wüßte in der That kein zutreffenderes Bild. Die sichtbare Form der Erscheinung, jeder Zug des Gesichts, jeder Muskel, die ganze äußere Signatur sind mit täuschender Vollendung dem Leben nachgebildet; aber es fehlt häufig die Seele, das Leben selbst; es fehlt das Herz, das warme pulsirende Menschenherz. Und dies Herz ist es, welches bei gleicher technischer Vollendung die Heine'schen Lieder beseelt. Gar keine Prahlerei, sondern ein ganz richtiges Urtheil liegt deßhalb in seinen scherzhaft kritischen Worten:

Wenn du gute Augen hast,
Und du schaust in meine Lieder,
Siehst du eine junge Schöne
Drinnen wandeln auf und nieder.

Wenn du gute Ohren hast,
Kannst du gar die Stimme hören,
Und ihr Seufzen, Lachen, Singen
Wird dein armes Herz bethören.

Denn sie wird mit Blick und Wort,
Wie mich selber, dich verwirren;
Ein verliebter Frühlingsträumer
Wirst du durch die Wälder irren.

Auch die vollste Musik, welche in den Tönen unserer Sprache verborgen lag, hat mit seltenem Taktgefühl und nie sich täuschendem Ohre dieser Poet hervorgezaubert. Nur beispielsweise erinnern wir an die hellenisch trunkene Heiterkeit, welche er in dem Gedicht „der Apollogott" (Romanzero, S. 41 ff.) durch beständige Wiederholung des Reimes auf das volle „a", und andererseits an das unheimlich beklommene Gefühl, welches er in der „Nächtlichen

Fahrt" (Romanzero, S. 81 ff.) durch den monoton wiederkehrenden Reim auf das tückisch widerwärtige „**ei**" heraufbeschwört.

Daß Heine mit seinen Liebesliedern nicht der Trivialität sentimentaler Gefühlsschwärmerei Vorschub zu leisten gedachte, dürften wir ihm auch ohne Versicherung glauben. Hätte er hier dennoch zuweilen gesündigt, so hat er sich auch für diesen Fall ehrlich gerichtet:

Wahrhaftig.

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenschein,
Dann knospen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt seinen Strahlenlauf,
Dann schwimmen die Sternlein hinterdrein;
Wenn der Sänger zwei süße Aeuglein sieht,
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüth: —
Doch Lieder und Sterne und Blümelein,
Und Aeuglein und Mondglanz und Sonnenschein,
Wie sehr das Zeug auch gefällt,
So macht's doch noch lang' keine Welt.

Ebensowenig aber gefiel ihm die unpoetische Tendenzdichterei, welche namentlich seit 1840 sich in

unserer modernen Lyrik breit machte, und das Lied nur noch als journalistische Parteiwaffe gelten ließ. „Die wahrhaft großen Dichter", schrieb er damals, „haben immer die großen Interessen ihrer Zeit anders aufgefaßt, als in gereimten Zeitungsartikeln, und sie haben sich wenig darum bekümmert, wenn die knechtische Menge, deren Rohheit sie anwidert, ihnen den Vorwurf des Aristokratismus machte." Nicht blos der „Atta Troll" war gegen diese phrasenhafte, „so allgemein wie möglich" gehaltene politische Zeitpoesie gerichtet, sondern auch schon früher hat Heine, wie in dem Gedicht: „Die Tendenz" (Neue Gedichte, S. 252 ff.) solche Eintagsfliegen auf's Herbste verspottet. Im Gegensatz zu dieser verschwommenen „Allgemeinheit" hat er selbst, wie schon angedeutet worden ist, sich stets auf das scharf erkennbare Besondere gewandt. Auch ihn beschäftigt, so gut wie jene ungeschickten Trommler, ohne Ruh' und Rast derselbe Schmerz um die unnatürlich zerklüftete Menschheit; aber stets sind es konkrete und deßhalb ergreifende Bilder, welche er uns vor die Seele führt.

Weit seltener giebt er uns eigene Raisonnements, als solche Lieder, in denen sich die Gesellschaft, dadurch daß sie sich offen zeigt, selbst zu verspotten scheint. Gerade diese Lieder mußten die Welt auf's Wirksamste und Nachhaltigste erbittern, und haben das auch redlich gethan. Wer hat ihr je zuvor einen keckeren Fehdehandschuh in's Gesicht geschleudert, als die Worte, mit denen er (Neue Gedichte, S. 45) zu seiner Geliebten spricht:

Diese Welt glaubt nicht an Flammen,
Und sie nimmt's für Poesie!

Dieselbe schwächliche Trennung von Kunst und Leben wirft Heine der Gesellschaft noch öfters vor:

Und als ich euch meine Schmerzen geklagt,
Da habt ihr gegähnt und Nichts gesagt;
Doch als ich sie zierlich in Verse gebracht,
Da habt ihr mir große Elogen gemacht.

Zur Kritik der zuletzt in dem eigenen Netz sich fangenden Verlogenheit unserer heutigen Zustände sind u. a. auch zu beachten:

Sie liebten sich Beide, doch Keiner
Wollt' es dem Andern gestehn;
Sie sahen sich an so feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten sich endlich und sahn sich
Nur noch zuweilen im Traum;
Sie waren längst gestorben,
Und wußten es selber kaum.

—

Habe mich mit Liebesreden
Festgelogen an dein Herz,
Und, verstrickt in eignen Fäden,
Wird zum Ernste nun der Scherz.

Wenn du dich, mit vollem Rechte,
Scherzend nun von mir entfernst,
Nahn sich mir die Höllenmächte,
Und ich schieß' mich todt im Ernst.

—

Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand
Mich aller Thorheit entled'ge;
Ich hab' so lang' als ein Komödiant
Mit dir gespielt die Komödie.

Die prächt'gen Koulissen, sie waren bemalt,
Im hochromantischen Style,
Mein Rittermantel hat goldig gestrahlt,
Ich fühlte die feinsten Gefühle.

Und nun ich mich gar säuberlich
Des tollen Tands entled'ge,
Noch immer elend fühl' ich mich,
Als spielt' ich noch immer Komödie.

Ach Gott! im Scherz und unbewußt
Sprach ich, was ich gefühlet;
Ich hab' mit dem Tod in der eignen Brust
Den sterbenden Fechter gespielet.

Von ergreifend wehmüthigster Wirkung sind ferner jene einfachen Elegien, in denen der Dichter seine Schmerzen unter einem vieldeutigen Bilde besingt, welches dennoch keiner Erklärung bedarf. So:

Am Kreuzweg wird begraben,
Wer selber sich brachte um;
Dort wächst eine blaue Blume,
Die Armesünderblum'.

Am Kreuzweg stand ich und seufzte;
Die Nacht war kalt und stumm.
Im Mondschein bewegte sich langsam
Die Armesünderblum'.

und jenes berühmte Lied:

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Handelt es sich hier, wie so oftmals bei dem Dichter, um eine unglückliche Liebe? Oder ist jener einsam trauernde Baum die Menschheit, welche sehnsüchtig ihrer Erlösung aus Schnee und Nordlandsfrost, ihrem Ideale der Zukunft, ihrer fernen Palme entgegenträumt? . . .

Wie sehr mußte den armen Poeten frösteln, der so klar in das tückische Weltgetriebe sah; wie sehr

mußte ihn diese Welt beklemmen, aus der ihn nur „das Bischen Liebe" (Buch der Lieder, S. 208) in die Bahnen der Zukunft zog! So widerwärtig war ihm damals, in seiner ersten Jugendperiode, die Welt, daß er sich beständig aus ihr hinwegsehnt. Je friedlicher und heitrer ihn die Natur umlacht, desto mehr empört ihn die schneidende, den Meisten noch kaum zum Bewußtsein gekommene Disharmonie in der Menschenwelt. „Und doch möcht' ich im Grabe liegen!" (Buch der Lieder, S. 129), „Ich wollt', er schösse mich todt!" (Ebendas. S. 172), „O schöne Welt, du bist abscheulich!" (Verm. Schriften. Erster Band, S. 127) lauten seine Klagen inmitten der blühenden, leuchtenden Frühlingspracht. Nicht gar selten beschleicht ihn der Zweifel, ob nicht am Ende selbst die Natur von diesem Gift der Falschheit und Heuchelei angesteckt worden sei, das rings die Menschenwelt verschlechtert hat; z. B.

Die Rose duftet — doch ob sie empfindet
Das was sie duftet, ob die Nachtigall

Selbst fühlt, was sich durch unsre Seele windet
Bei ihres Liedes süßem Wiederhall; —

Ich weiß es nicht. Doch macht uns gar verdrießlich
Die Wahrheit oft! Und Ros' und Nachtigall,
Erlögen sie auch das Gefühl, ersprießlich
Wär' solche Lüge, wie in manchem Fall —

Entartung.

Hat die Natur sich auch verschlechtert,
Und nimmt sie Menschenfehler an?
Mich dünkt, die Pflanzen und die Thiere,
Sie lügen jetzt wie Jedermann.

Ich glaub' nicht an der Lilje Keuschheit;
Es buhlt mit ihr der bunte Geck,
Der Schmetterling; der küßt und flattert
Am End' mit ihrer Unschuld weg.

Von der Bescheidenheit der Veilchen
Halt' ich nicht viel. Die kleine Blum',
Mit den koketten Düften lockt sie,
Und heimlich dürstet sie nach Ruhm.

Ich zweifle auch, ob sie empfindet,
Die Nachtigall, das was sie singt;

Sie übertreibt und schluchzt und trillert
Nur aus Routine, wie mich dünkt.

Die Wahrheit schwindet von der Erde,
Auch mit der Treu' ist es vorbei.
Die Hunde wedeln noch und stinken
Wie sonst, doch sind sie nicht mehr treu.

Wie sehr Heine übrigens auch auf die Natur Menschenstimmungen überträgt, wie sehr er die Natur an Menschenlust und -leid theilnehmen läßt, davon kann nicht oft und nachdrücklich genug die Rede sein. In den Liedern:

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen,
Wie ich so traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erschallen
Erquickenden Gesang.

Und wüßten sie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,

Sie kämen aus ihrer Höhe,
Und sprächen Trost mir ein.

Die alle können's nicht wissen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz:
Sie hat ja selbst zerrissen,
Zerrissen mir das Herz.

—

Warum sind denn die Rosen so blaß,
O sprich, mein Lieb, warum?
Warum sind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen so stumm?

Warum singt denn mit so kläglichem Laut
Die Lerche in der Luft?
Warum steigt denn aus dem Balsamkraut
Hervor ein Leichenduft?

Warum scheint denn die Sonn' auf die Au'
So kalt und verdrießlich herab?
Warum ist denn die Erde so grau
Und öde wie ein Grab?

Warum bin ich selbst so krank und so trüb,
Mein liebes Liebchen, sprich?

O sprich, mein herzallerliebstes Lieb,
Warum verließest du mich?

—

Der Traurige.

Allen thut es weh im Herzen,
Die den bleichen Knaben sehn,
Dem die Leiden, dem die Schmerzen
Auf's Gesicht geschrieben stehn.

Mitleidvolle Lüfte fächeln
Kühlung seiner heißen Stirn;
Labung möcht' in's Herz ihm lächeln
Manche sonst so spröde Dirn'.

Aus dem wilden Lärm der Städter
Flüchtet er sich nach dem Wald.
Lustig rauschen dort die Blätter,
Lust'ger Vogelsang erschallt.

Doch der Sang verstummet balde,
Traurig rauschet Baum und Blatt,
Wenn der Traurige dem Walde
Langsam sich genähert hat. —

In diesen und zahlreichen verwandten Liedern

ist der Pantheismus, welcher seit Spinoza allmälig durch den Verstand die bessere Ueberzeugung unserer Denker ward, zum ersten Male — in Fleisch und Blut übergegangen — Natursprache des Herzens geworden. Die Natur ist für den Dichter nicht mehr Offenbarung, sondern Regel und Norm des Geistes; er sucht bei ihr Sympathie, Trost oder Heilung für das eigene Leid wie die eigene Lust. In dieser Hinsicht ist der „Neue Frühling" von besonderem Werthe, z. B.

Die schönen Augen der Frühlingsnacht,
Sie schauen so tröstend nieder:
Hat dich die Liebe so kleinlich gemacht,
Die Liebe sie hebt dich wieder.

Auf grüner Linde sitzt und singt
Die süße Philomele;
Wie mir das Lied zur Seele dringt,
So dehnt sich wieder die Seele.

—

Der Schmetterling ist in die Rose verliebt,
Umflattert sie tausendmal,

Ihn selber aber goldig zart,
Umflattert der liebende Sonnenstrahl.

Jedoch, in wen ist die Rose verliebt?
Das wüßt' ich gar zu gern.
Ist es die singende Nachtigall?
Ist es der schweigende Abendstern?

Ich weiß nicht, in wen die Rose verliebt;
Ich aber lieb' euch all:
Rose, Schmetterling, Sonnenstrahl,
Abendstern und Nachtigall.

Zu einer solchen — wenn auch nur momentanen und vorübergehenden — Versöhnung hat es Heine indeß selten in seinen frühesten, sondern erst in seinen „Neuen Gedichten", dem zweiten Theile des „Buches der Lieder", gebracht. In letzterem zeigt sich vielmehr noch fast überall die unversöhnte Disharmonie, welche sicherlich kaum unheimlicher und gellender aufstöhnen kann, als in der

Götterdämmerung.

Der Mai ist da mit seinen goldnen Lichtern,
Und seidnen Lüften und gewürzten Düften,

Und freundlich lockt er mit den weißen Blüthen,
Und grüßt aus tausend blauen Veilchenaugen,
Und breitet aus den blumreich grünen Teppich,
Durchwebt mit Sonnenschein und Morgenthau,
Und ruft herbei die lieben Menschenkinder.
Das blöde Volk gehorcht dem ersten Ruf.
Die Männer ziehn die Nankinghosen an,
Und Sonntagsröck' mit goldnen Spiegelknöpfen.
Die Frauen kleiden sich in Unschuldweiß;
Jünglinge kräuseln sich den Frühlingsschnurrbart;
Jungfrauen lassen ihre Busen wallen;
Die Stadtpoeten stecken in die Tasche
Papier und Bleistift und Lorgnett'; — und jubelnd
Zieht nach dem Thor die krausbewegte Schaar,
Und lagert draußen sich auf grünem Rasen,
Bewundert, wie die Bäume fleißig wachsen,
Spielt mit den bunten, zarten Blümelein,
Horcht auf den Sang der lust'gen Vögelein,
Und jauchzt hinauf zum blauen Himmelszelt.

Zu mir kam auch der Mai. Er klopfte dreimal
An meine Thür, und rief: Ich bin der Mai,
Du bleicher Träumer, komm, ich will dich küssen!
Ich hielt verriegelt meine Thür, und rief:

Vergebens lockst du mich, du schlimmer Gast.
Ich habe dich durchschaut, ich hab' durchschaut
Den Bau der Welt, und hab' zu viel geschaut,
Und viel zu tief, und hin ist alle Freude,
Und ew'ge Qualen zogen in mein Herz.
Ich schaue durch die steinern harten Rinden
Der Menschenhäuser und der Menschenherzen,
Und schau' in beiden Lug und Trug und Elend.
Auf den Gesichtern les' ich die Gedanken,
Viel schlimme. In der Jungfrau Scham-Erröthen
Seh' ich geheime Lust begehrlich zittern;
Auf dem begeistert stolzen Jünglingshaupt
Seh' ich die lachend bunte Schellenkappe;
Und Fratzenbilder nur und sieche Schatten
Seh' ich auf dieser Erde, und ich weiß nicht,
Ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus.
Ich sehe durch den Grund der alten Erde,
Als sei sie von Krystall, und seh' das Grausen,
Das mit dem freud'gen Grüne zu bedecken
Der Mai vergeblich strebt. Ich seh' die Todten;
Sie liegen unten in den schmalen Särgen,
Die Händ' gefaltet und die Augen offen,
Weiß das Gewand und weiß das Angesicht,
Und durch die Lippen kriechen gelbe Würmer.

Ich seh', der Sohn setzt sich mit seiner Buhle
Zur Kurzweil nieder auf des Vaters Grab; —
Spottlieder singen rings die Nachtigallen;
Die sanften Wiesenblümchen lachen hämisch; —
Der todte Vater regt sich in dem Grab; —
Und schmerzhaft zuckt die alte Mutter Erde.

Du arme Erde, deine Schmerzen kenn' ich!
Ich seh' die Gluth in deinem Busen wühlen,
Und deine tausend Adern seh' ich bluten,
Und seh', wie deine Wunde klaffend aufreißt,
Und wild hervorströmt Flamm' und Rauch und Blut.
Ich sehe deine trotz'gen Riesensöhne,
Uralte Brut, aus dunkeln Schlünden steigend
Und rothe Fackeln in den Händen schwingend; —
Sie legen ihre Eisenleiter an,
Und stürmen wild hinauf zur Himmelsveste; —
Und schwarze Zwerge klettern nach; — und knisternd
Zerstieben droben alle goldnen Sterne.
Mit frecher Hand reißt man den goldnen Vorhang
Vom Zelte Gottes, heulend stürzen nieder,
Auf's Angesicht, die frommen Engelschaaren.
Auf seinem Throne sitzt der bleiche Gott,
Reißt sich vom Haupt die Kron', zerrauft sein Haar —

Und näher drängt heran die wilde Rotte.
Die Riesen werfen ihre rothen Fackeln
In's weite Himmelreich, die Zwerge schlagen
Mit Flammengeißeln auf der Englein Rücken; —
Die winden sich und krümmen sich vor Qualen,
Und werden bei den Haaren fortgeschleudert; —
Und meinen eignen Engel seh' ich dort,
Mit seinen blonden Locken, süßen Zügen,
Und mit der ew'gen Liebe um den Mund,
Und mit der Seligkeit im blauen Auge —
Und ein entsetzlich häßlich schwarzer Kobold
Reißt ihn vom Boden, meinen bleichen Engel,
Beäugelt grinsend seine edlen Glieder,
Umschlingt ihn fest mit zärtlicher Umschlingung —
Und gellend dröhnt ein Schrei durch's ganze Weltall,
Die Säulen brechen, Erd' und Himmel stürzen
Zusammen, und es herrscht die alte Nacht.

So hat dies ganze Gewirre nur Ekel für ihn; er findet keinen Platz, wo er sich heimisch fühlt; „ein Reisender war er auf dem Erdball" (Vorrede zur „Lutezia"; Verm. Schriften, Zweiter Band, S. VI.), welcher „ausflog nach Sonn' und Glück" (Romanzero,

S. 172), aber nackt und arm wieder zurückkam!
Die ersten Lieder und die letzten, alle wiederholen stärker oder schwächer, lauter oder leiser den dumpfen Schrei von

Anno 1829.

Daß ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, laßt mich nicht ersticken hier
In dieser engen Krämerwelt!

Sie essen gut, sie trinken gut,
Erfreu'n sich ihres Maulwurfglücks,
Und ihre Großmuth ist so groß
Als wie das Loch der Armenbüchs.

Zigarren tragen sie im Maul
Und in der Hosentasch' die Händ';
Auch die Verdauungskraft ist gut, —
Wer sie nur selbst verdauen könnt'!

Sie handeln mit den Spezerei'n
Der ganzen Welt, doch in der Luft,
Trotz allen Würzen, riecht man stets
Den faulen Schellfischseelenduft.

O, daß ich große Laster säh',
Verbrechen, blutig, kolossal, —
Nur diese satte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fernen Ort!
Nach Lappland oder Afrika,
Und sei's nach Pommern — fort! nur fort!

O, nehmt mich mit — Sie hören nicht —
Die Wolken droben sind so klug!
Vorüberreisend dieser Stadt,
Aengstlich beschleun'gen sie den Flug.

Es giebt wohl kaum einen Ton der Leidenschaft, der Verzweiflung oder des still nagenden, leise verwimmernden Schmerzes, den Heine nicht angeschlagen hat. Ueberall verfolgt ihn jener dämonische Widerstreit zwischen der idealeren Gluth des Gefühles und dem schneidend kalten prosaischen Verstande der Alltagswelt. Zuweilen malt er, wie in der „Unterwelt" (Neue Gedichte, S. 215 ff.), mit erschreckender Treue die platteste und entnervendste Gewöhnlichkeit unseres

konventionellen Lebens. Wir schauen die arme Proserpina, welche „nach Rosen, nach Sangesergüssen der Nachtigall, nach Sonnenküssen" lechzt, „festgeschmiedet im Ehejoche" an einen Gemahl, der ihrer gern selbst wieder los wäre, und „Punsch mit Lethe säuft, um die Gattin zu vergessen." Schiller's „Klage der Ceres" wird hier in treffend possirlicher Weise eingeschoben, der Poet bedient sich absichtlich der vulgärsten Form zur Bezeichnung vulgärster Verhältnisse; aber wie schmerzlich edel spricht er am Schlusse sein Urtheil über solche Disharmonien aus:

Zuweilen dünkt es mich, als trübe
  Geheime Sehnsucht deinen Blick —
  Ich kenn' es wohl, dein Mißgeschick:
Verfehltes Leben, verfehlte Liebe!

Du nickst so traurig! Wiedergeben
  Kann ich dir nicht die Jugendzeit —
  Unheilbar ist dein Herzeleid:
Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!

Häufiger allerdings wählt Heine den umgekehrten Weg. Mit aller Gluth einer trunkenen Begeisterung,

mit den erfüllungsdurstigen Idealen einer liebenden Seele stürzt er sich in das Leben, und findet als Wiederhall seiner Stimmung nur die schalste Prosa, die nüchternste Berechnung, die poesie- und herzloseste Konvenienz. Daher jene bittern und beißenden Abschlüsse: „Madam, ich liebe Sie!" (Buch der Lieder, S. 194), „Madame, Sie sind die schönste aller Frauen!" (Neue Gedichte, S. 137),

„Vor Liebestrunkenheit
Fall' ich dir sonst zu Füßen,
Und der Garten ist voller Leut" —

(ebendas., S. 30) und zahllose andere Pointen, bei denen die gedankenlose Sentimentalität, welche durchaus ein erlogenes Gefühl festhalten will, sich mit einem „Schade!" über die „Zerstörung" der anfänglichen Stimmung zu beklagen pflegt. Aehnliche scharfumrissene Bilder aus einer Gesellschaft, in welcher man die Geliebte „Madam" oder „Madame" tituliren kann, sind außer „Kleines Volk" (Romanzero, S. 48), „Die Launen der Verliebten" (Verm. Schriften, Erster Band, S. 178 ff.) &c. &c. z. B. noch folgende:

Das Fräulein stand am Meere
Und seufzte lang und bang,
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.

Mein Fräulein! sein Sie munter,
Das ist ein altes Stück;
Hier vorne geht sie unter,
Und kehrt von hinten zurück.

Die Erde war so lange geizig,
Da kam der Mai, und sie ward spendabel,
Und Alles lacht, und jauchzt, und freut sich,
Ich aber bin nicht zu lachen kapabel.

Die Blumen sprießen, die Glöcklein schallen,
Die Vögel sprechen wie in der Fabel;
Mir aber will das Gespräch nicht gefallen,
Ich finde Alles miserabel.

Das Menschenvolk mich ennuyiret,
Sogar der Freund, der sonst passabel; —
Das kömmt, weil man Madame tituliret
Mein süßes Liebchen, so süß und aimabel.

Philister in Sonntagsröcklein
Spazieren durch Wald und Flur;
Sie jauchzen, sie hüpfen wie Böcklein,
Begrüßen die schöne Natur.

Betrachten mit blinzelnden Augen,
Wie Alles romantisch blüht;
Mit langen Ohren saugen
Sie ein der Spatzen Lied.

Ich aber verhänge die Fenster
Des Zimmers mit schwarzem Tuch;
Es machen mir meine Gespenster
Sogar einen Tagesbesuch.

Die alte Liebe erscheinet,
Sie stieg aus dem Todtenreich;
Sie setzt sich zu mir und weinet,
Und macht das Herz mir weich.

—

Sie saßen und tranken am Theetisch,
Und sprachen von Liebe viel.
Die Herren, die waren ästhetisch,
Die Damen von zartem Gefühl.

Die Liebe muß sein platonisch,
Der dürre Hofrath sprach.
Die Hofräthin lächelt ironisch,
Und dennoch seufzet sie: Ach!

Der Domherr öffnet den Mund weit:
Die Liebe sei nicht zu roh,
Sie schadet sonst der Gesundheit.
Das Fräulein lispelt: wie so?

Die Gräfin spricht wehmüthig:
Die Liebe ist eine Passion!
Und präsentiret gütig
Die Tasse dem Herrn Baron.

Am Tische war noch ein Plätzchen;
Mein Liebchen, da hast du gefehlt.
Du hättest so hübsch, mein Schätzchen,
Von deiner Liebe erzählt.

Aber nicht immer zeichnet uns Heine den Feind, welchen er bekämpft, in so abschreckender Nacktheit. Nein, oftmals bekränzt er sein Opfer mit Blumen, beschwört — ich weiß nicht, mit welcher dämonischen Lust — Gespenster aus dem Schattenreiche empor,

haucht ihnen ein künstliches Leben ein, und zeigt uns dann, wie hinter der bunten Maske ein bleiches Skelett, eine verwes'te, mit gestohlenem Flittertand umhangene Leiche sitzt. So in dem Gedicht „Frieden", dessen erste Hälfte gewiß mancher Bibelgläubige zu frömmster Erbauung gelesen hat, und die aus dem „Buch der Lieder" unredlicherweise ohne den vernichtenden Schluß in manche Gedichtsammlung überging.

Frieden.

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt;
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend, — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er riesengroß
Ueber Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Ueber Land und Meer;

Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rothe, flammende Sonne,
Und das rothe, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht
Erleuchtend und wärmend
Ueber Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne
Am Rosenbande das gleitende Schiff,
Und zogen es spielend an's grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen, in hochgethürmter,
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie still die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwatzenden, schwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Zogen Menschen, weißgekleidete,
Palmzweig=tragende,
Und wo sich Zwei begegneten,

Sahn sie sich an, verständnißinnig,
Und schauernd in Liebe und süßer Entsagung
Küßten sie sich auf die Stirne,
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rothes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimalselig sprachen sie:
Gelobt sei Jesu Christ!

* * *

Wie verhält sich zu dieser edel reinsten, längst entschwundenen Auffassung des Christenthums die moderne Christusreligion? Etwas Anderes, als das Hervorheben dieses Gegensatzes hat der Dichter mit seinem Liede durchaus nicht beabsichtigt.

Hättest du doch dies Traumbild ersonnen,
Was gäbest du drum,
Geliebtester!
Der du in Kopf und Lenden so schwach,
Und im Glauben so stark bist,
Und die Dreifaltigkeit ehrest in Einfalt,
Und den Mops und das Kreuz und die Pfote

Der hohen Gönnerin täglich küssest,
Und dich hinaufgefrömmelt hast
Zum Hofrath und dann zum Justizrath,
Und endlich zum Rathe bei der Regierung,
In der frommen Stadt,
Wo der Sand und der Glauben blüht,
Und der heiligen Sprea geduldiges Wasser
Die Seelen wäscht und den Thee verdünnt —
Hättest du doch dies Traumbild ersonnen,
Geliebtester!
Du trügest es höheren Ortes zu Markt,
Dein weiches, blinzelndes Antlitz
Verschwämme ganz in Andacht und Demuth,
Und die Hocherlauchte,
Verzückt und wonnebebend,
Sänke betend mit dir auf's Knie,
Und ihr Auge, selig strahlend,
Verhieße dir eine Gehaltzulage
Von hundert Thalern Preußisch Courant,
Und du stammeltest händefaltend:
Gelobt sei Jesu Christ!

Auf gleicher Linie hiemit steht auch das spätere:

„Im Anfang war die Nachtigall,
Und sang das Wort: Züküht! Züküht!
Und wie sie sang, sproß überall
Grüngras, Violen, Apfelblüth'.

„Sie biß sich in die Brust, da floß
Ihr rothes Blut, und aus dem Blut
Ein schöner Rosenbaum entsproß;
Dem singt sie ihre Liebesgluth.

„Uns Vögel all' in diesem Wald
Versöhnt das Blut aus jener Wund';
Doch wenn das Rosenlied verhallt,
Geht auch der ganze Wald zu Grund."

So spricht zu seinem Spätzelein
Im Eichennest der alte Spatz;
Die Spätzin piepet manchmal drein,
Sie hockt auf ihrem Ehrenplatz.

Sie ist ein häuslich gutes Weib
Und brütet brav und schmollet nicht;
Der Alte giebt zum Zeitvertreib
Den Kindern Glaubensunterricht.

Weit unversöhnlicher noch hat der Poet am Abend seines Lebens im Schlußgedichte des „Romanzero"

(„Disputation") das Christenthum, wie es sich historisch gestaltete, befehdet, wie er sich überhaupt seit je auf's Ernstlichste mit Religions- und philosophischen Fragen beschäftigt hat. Es erscheint mir als charakteristisch, daß ein Mann, welchem man immer das aufrichtig ernsthafteste Streben zuzusprechen gewohnt ist — Börne — sein Lebenlang gegen alle Philosophie, zum Theil selbst gegen das Nachdenken über religiöse Dinge, eine unüberwindliche Abneigung bewies; während Heine, den man so gerne der Frivolität und der seichtesten Oberflächlichkeit bezichtigt, seit je in solchen Betrachtungen zu Hause war, und sich noch auf dem Todbette unaufhörlich um die Lösung der großen Welträthsel bemühte. Er begann mit solchen Fragen — er hörte mit ihnen auf.

Nur wissen möcht' ich, wenn wir sterben,
Wohin dann unsre Seele geht?
Wo ist das Feuer, das erloschen?
Wo ist der Wind, der schon verweht?

(Neue Gedichte, S. 99.)

oder:

Was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?
(Buch der Lieder, S. 353.)

so fragte schon der Jüngling, und wußte erst nur zu erwidern: „Ein Narr wartet auf Antwort.“ Aber es ließ ihm keine Ruhe ein ganzes Erdenleben hindurch; nur noch stürmischer und wilder verlangte ihn nach der Lösung, je näher sein letztes Stündlein herankam:

Laß die heil'gen Parabolen,
Laß die frommen Hypothesen —
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen.

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig!

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler —
Aber ist das eine Antwort?

Welche Antwort Heine auf diese Fragen gab; wie er die Lösung ernstlich suchte — erst vergeblich bei Hegel:

Zu fragmentarisch ist Welt und Leben!
Ich will mich zum deutschen Professor begeben,
Der weiß das Leben zusammenzusetzen,
Und er macht ein verständlich System daraus;
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus.

und dann etwas befriedigender in einem poetisch verklärten Pantheismus — haben wir oben bereits erwähnt. Daß ihm letztere Phantasiereligion nicht mehr genügen konnte, sobald er zu der Einsicht kam, daß die Theilnahme des außermenschlichen Naturlebens am Leben der Menschheit eine geträumte, in Wirklichkeit nicht vorhandene sei, war ganz folgerecht, und sein späteres Rücksehnen zum Deismus ebenso

motivirt. Die wenigen Stellen, auf Grund welcher man ihn in den letzten Jahren häufig eines feigen Abfalles von seiner bessern Erkenntniß beschuldigt hat, sind eben durchaus im Zusammenhange mit den vorhergehenden und nachfolgenden Entwicklungen zu betrachten. Außerdem vergesse man nicht, daß unter den bestehenden Zensurverhältnissen Heine den Druck mancher seiner Werke nur dadurch ermöglichen konnte, daß er hie und dort in den Vorreden scheinbare Konzessionen machte, welche indeß nie den denkenden Leser — und wäre dieser selbst ein Gegner des Dichters — getäuscht haben. Man erinnere sich, wie z. B. die erste Auflage seiner „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" so traurig von der Zensurscheere verstümmelt ward, daß der Grundgedanke des Buches fast gänzlich verloren ging, und wie doch sicher der Leser nach Lektüre des nun endlich vollständig erschienenen Werkes nicht den Eindruck jener diplomatischen Vorrede — die vielleicht kaum der Zehnte einmal liest — sondern den Eindruck der gewaltigen, in dem Buche selbst entwickelten Resultate

in der Seele behalten wird. — Daß sich Heine, nachdem er die Unhaltbarkeit seiner geträumten Welt-räthsel-Lösungen erkannt hat, in den trübsten Stunden eines achtjährigen Siechthumes voll Schmerz, Blind-heit und Elend bisweilen zum alten Herrgott, „der ihm helfen könnte", zurücksehnt, ist um so erklärlicher, da seine ganze Entwicklung weit mehr eine instinktiv sich entfaltende, als eine selbstbewußt fortschreitende war. Daß Herz und Phantasie bei ihm den logisch rechnenden Verstand überragten, beweist doch höchstens, daß auch er kein vollkommener Mensch gewesen ist — wer ihn deßhalb tadeln mag, erhebe den ersten Stein! Aber man glaube nur: Wer sich nicht in jedem Momente bewußt selber forterschafft, wird, so-bald ihn die schmeichelnden Trugbilder der Phantasie verlassen, für seine Seele eines fremden Schöpfers bedürfen. Heine befand sich in diesem Falle; er nahm sich, wie er sich fand, lebte in träumendem Halbbewußtsein fort, und suchte immer noch Den, welcher ihn also erschuf. Zu mehr als einem Wunsch, einer Sehnsucht nach dem persönlichen Gotte hat

er es übrigens niemals gebracht, zum Glauben an ihn gar nicht. Von einer „Bekehrung" — das beweisen auch die meist angezogenen Stellen — kann durchaus nicht die Rede sein. Und hätte er sich — wie es nicht geschah — „bekehrt", so würde das an dem Werth seiner früheren Werke nicht einen Gran ändern, sondern nur die alte Wahrheit bestätigen, daß unerträglichen Schmerzen des Leibes zuletzt auch die stärkste Seele erliegt, da sie mit ihm auf Tod und Leben verkettet ist. Es hätten dann auf ihn selbst die Worte Anwendung gefunden, welche er vor mehr als zwanzig Jahren (Salon, Zweiter Band, S. 285 ff.) bei Gelegenheit einer solchen Abtrünnigkeit schrieb: „Mögen immerhin die Altgläubigen ihre Glocken läuten und Kyrie Eleison singen ob solcher Bekehrung — es beweis't aber Nichts für ihre Meinung; es beweist nur, daß der Mensch sich dem Katholizismus zuneigt, wenn er müde und alt wird, wenn er seine physischen und geistigen Kräfte verloren, wenn er nicht mehr genießen und denken kann. Auf dem Todtenbette sind so viele Freidenker bekehrt

worden — aber macht nur kein Rühmens davon! Diese Bekehrungsgeschichten gehören höchstens zur Pathologie, und würden nur schlechtes Zeugniß geben für eure Sache. Sie beweisen am Ende nur, daß es euch nicht möglich war, jene Freidenker zu bekehren, so lange sie mit gesunden Sinnen unter Gottes freiem Himmel umherwandelten und ihrer Vernunft völlig mächtig waren." Noch in den letzten Zeilen, welche Heine vor Kurzem über seine Religionsansichten in den „Geständnissen" veröffentlicht hat, beschränkt er die ganze mit ihm vorgegangene Veränderung zu wiederholten Malen ausdrücklich auf „die Wiedererweckung des religiösen Gefühls." Es heißt dort u. A. (Verm. Schriften, Erster Band, S. 81—82): „Die Bibel hat, wie ich oben gesagt, das religiöse Gefühl wieder in mir erweckt; und diese Wiedergeburt des religiösen Gefühls genügte dem Dichter, der vielleicht weit leichter als andere Sterbliche der positiven Glaubensdogmen entbehren kann." So finden wir auch hier denselben Heine, wie er vor dreißig Jahren zu uns herantrat, dieselbe schöne Aufrichtigkeit

und Wahrhaftigkeit des Herzens, welche ihn niemals verlassen hat, und welche ihm, so oft er sich zu einer kleinen Lüge verleiten ließ, stets auf der folgenden Seite das Geständniß abnöthigte: „Ich log!" Weit entfernt, sich zu irgend einer positiven Religion zu bekennen, schließt er vielmehr noch seine letzten Klagen mit den possirlichsten Anfechtungen des Verlangens nach einer persönlichen Unsterblichkeit, — jener philiströsen Kleinigkeit, welche „noch ein Trinkgeld dafür haben will, daß man die kranke Mutter gepflegt, und seinen Herrn Bruder nicht vergiftet hat." (Verm. Schriften. Erster Band, S. 62). Außer der „Himmelfahrt" (Verm. Schriften, Erster Band, S. 165) nennen wir hier besonders:

Rückschau.

Ich habe gerochen alle Gerüche
In dieser holden Erdenküche;
Was man genießen kann in der Welt,
Das hab' ich genossen wie je ein Held;
Hab' Kaffee getrunken, hab' Kuchen gegessen,
Hab' manche schöne Puppe besessen;

Trug seidne Westen, den feinsten Frack,
Mir klingelten auch Dukaten im Sack.
Wie Gellert ritt ich auf hohem Roß;
Ich hatte ein Haus, ich hatte ein Schloß.
Ich lag auf der grünen Wiese des Glücks,
Die Sonne grüßte goldigsten Blicks;
Ein Lorbeerkranz umschloß die Stirn,
Er duftete Träume mir in's Gehirn,
Träume von Rosen und ewigem Mai —
Es ward mir so selig zu Sinne dabei,
So dämmersüchtig, so sterbefaul —
Mir flogen gebratne Tauben in's Maul,
Und Englein kamen, und aus den Taschen
Sie zogen hervor Champagnerflaschen —
Das waren Visionen, Seifenblasen, —
Sie platzten — Jetzt lieg' ich auf feuchtem Rasen,
Die Glieder sind mir rheumatisch gelähmt,
Und meine Seele ist tief beschämt.
Ach, jede Lust, ach, jeden Genuß
Hab' ich erkauft durch herben Verdruß;
Ich ward getränkt mit Bitternissen,
Und grausam von den Wanzen gebissen;
Ich ward bedrängt von schwarzen Sorgen,
Ich mußte lügen, ich mußte borgen

Bei reichen Buben und alten Betteln —
Ich glaube sogar, ich mußte betteln.
Jetzt bin ich müd' vom Rennen und Laufen,
Jetzt will ich mich im Grabe verschnaufen.
Lebt wohl! Dort oben, ihr christlichen Brüder,
Ja, das versteht sich, dort sehn wir uns wieder.

—

Auferstehung.

Posaunenruf erfüllt die Luft,
Und furchtbar schallt es wieder;
Die Todten steigen aus der Gruft,
Und schütteln und rütteln die Glieder.

Was Beine hat, das trollt sich fort,
Es wallen die weißen Gestalten
Nach Josaphat, dem Sammelort,
Dort wird Gericht gehalten.

Als Freigraf sitzet Christus dort
In seiner Apostel Kreise.
Sie sind die Schöppen, ihr Spruch und Wort
Ist minniglich und weise.

Sie urtheln nicht vermummten Gesichts;
Die Maske läßt jeder fallen
Am hellen Tage des jüngsten Gerichts,
Wenn die Posaunen schallen.

Das ist zu Josaphat im Thal,
Da stehn die geladenen Schaaren,
Und weil zu groß der Beklagten Zahl,
Wird hier summarisch verfahren.

Das Böcklein zur Linken, zur Rechten das Schaaf,
Geschieden sind sie schnelle;
Der Himmel dem Schäfchen fromm und brav,
Dem geilen Bock die Hölle!

Fromme Warnung.

Unsterbliche Seele, nimm dich in Acht,
Daß du nicht Schaden leidest,
Wenn du aus dem Irdischen scheidest;
Es geht der Weg durch Tod und Nacht.

Am goldnen Thore der Hauptstadt des Lichts,
Da stehen die Gottes-Soldaten;
Sie fragen nach Werken und Thaten,
Nach Namen und Amt fragt man hier Nichts.

Am Eingang läßt der Pilger zurück
Die stäubigen, drückenden Schuhe —
Kehr' ein, hier findest du Ruhe,
Und weiche Pantoffeln und schöne Musik.

Mich locken nicht die Himmelsauen
Im Paradies, im sel'gen Land;
Dort find' ich keine schönre Frauen
Als ich bereits auf Erden fand.

Kein Engel mit den feinsten Schwingen
Könnt' mir ersetzen dort mein Weib;
Auf Wolken sitzend Psalmen singen,
Wär' auch nicht just mein Zeitvertreib.

O Herr! ich glaub', es wär das Beste,
Du ließest mich in dieser Welt;
Heil' nur zuvor mein Leibgebreste,
Und sorge auch für etwas Geld.

Ich weiß, es ist voll Sünd' und Laster
Die Welt; jedoch ich bin einmal
Gewöhnt, auf diesem Erdpechpflaster
Zu schlendern durch das Jammerthal.

Geniren wird das Weltgetreibe
Mich nie, denn selten geh' ich aus;
In Schlafrock und Pantoffeln bleibe
Ich gern bei meiner Frau zu Haus.

Laß mich bei ihr! Hör' ich sie schwätzen,
Trinkt meine Seele die Musik
Der holden Stimme mit Ergötzen.
So treu und ehrlich ist ihr Blick!

Gesundheit nur und Geldzulage
Verlang' ich, Herr! O laß mich froh
Hinleben noch viel' schöne Tage
Bei meiner Frau im statu quo.

Miserere.

Die Söhne des Glückes beneid' ich nicht
Ob ihrem Leben; beneiden
Will ich sie nur ob ihrem Tod,
Dem schmerzlos raschen Verscheiden.

Im Prachtgewand, das Haupt bekränzt,
Und Lachen auf der Lippe,
Sitzen sie froh beim Lebensbankett —
Da trifft sie jählings die Hippe.

Im Festkleid und mit Rosen geschmückt,
Die noch wie lebend blühten,
Gelangen in das Schattenreich
Fortuna's Favoriten.

Nie hatte Siechthum sie entstellt,
Sind Todte von guter Miene,
Und huldreich empfängt sie an ihrem Hof
Zarewna Proserpine.

Wie sehr muß ich beneiden ihr Loos!
Schon sieben Jahr' mit herben,
Qualvollen Gebresten wälz' ich mich
Am Boden, und kann nicht sterben!

O Gott, verkürze meine Qual,
Damit man mich bald begrabe,
Du weißt ja, daß ich kein Talent
Zum Martyrthume habe.

Ob deiner Inkonsequenz, o Herr,
Erlaube, daß ich staune:
Du schufest den fröhlichen Dichter, und raubst
Ihm jetzt seine gute Laune.

Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn
Und macht mich melancholisch;
Nimmt nicht der traurige Spaß ein End',
So werd' ich am Ende katholisch.

Ich heule dir die Ohren voll,
Wie andere gute Christen —
O Miserere! Verloren geht
Der beste der Humoristen!

Es konnte natürlich nicht fehlen, daß Heine's Art und Weise, das ganze Leben in seiner ungeschminkten Nacktheit zu enthüllen, zuerst große Entrüstung im lieben deutschen Vaterlande unter den Spießbürgern jeder Gattung hervorrief.

Doch die Kastraten klagten,
Als ich meine Stimm' erhob;
Sie klagten und sie sagten:
Ich sänge viel zu grob.

Und lieblich erhoben sie alle
Die kleinen Stimmelein,
Die Trillerchen, wie Kristalle,
Sie klangen so fein und rein.

Sie sangen von Liebessehnen,
Von Liebe und Liebeserguß;
Die Damen schwammen in Thränen,
Bei solchem Kunstgenuß.

Der Dichter hätte freilich niemals seine Arbeit zur Hälfte vollbracht, seine Absicht zur Hälfte erreicht, wenn er sich durch solche Klagen hätte stören lassen. Er wollte und durfte nicht unter Blumen verstecken, was in seiner grellsten Rohheit und Gemeinheit uns zum Bewußtsein zu bringen war; er wollte und durfte nicht mit Lavendelwasser besprengen, was nach Verwesung roch. Es ist ein trauriges Geständniß — nicht für Heine, sondern für sein Publikum, — wenn er ausruft:

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch;
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

oder:

Gieb her die Larv', ich will mich jetzt maskiren
In einen Lumpenkerl, damit Halunken,
Die prächtig in Charaktermasken prunken,
Nicht wähnen, ich sei einer von den Ihren.

Gieb her gemeine Worte und Manieren,
Ich zeige mich in Pöbelart versunken,
Verleugne all' die schönen Geistesfunken,
Womit jetzt fade Schlingel kokettiren.

So tanz' ich auf dem großen Maskenballe,
Umschwärmt von deutschen Rittern, Mönchen, Kön'gen;
Von Harlekin gegrüßt, erkannt von Wen'gen.

Mit ihrem Holzschwert prügeln sie mich alle.
Das ist der Spaß. Denn wollt' ich mich entmummen,
So müßte all das Galgenpack verstummen.

Ja, das Dichterherz gleicht einer Mater dolorosa, deren Brust das siebenschneidige Schwert durchstößt, und das Lied ist die klingende, helle Kristallschale, welche sein reinstes Herzblut, seine heißesten Zähren — Thräne nach Thräne, Tropfen nach Tropfen — auffängt! So darf auch Heine von sich rühmen, wenn man das eitlen Ruhm nennen mag:

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

Und was mir fehlt, du Kleine,
Fehlt Manchem im deutschen Land:
Nennt man die schlimmsten Schmerzen,
So wird auch der meine genannt.

Von Heine's übrigen, in sogenannter gebundener Rede geschriebenen Werken bleiben uns noch „Atta Troll; ein Sommernachtstraum" und „Deutschland; ein Wintermärchen" zu besprechen. Obwohl „Atta Troll" erst 1847 in Buchform veröffentlicht ward, ist er doch im Wesentlichen schon 1841 verfaßt und zu Anfang des Jahres 1843 bruchstückweise in der „Zeitung für die elegante Welt" publizirt worden. Wir fanden bisher schon mehrfach Gelegenheit, des Auftretens von Heine wider die Vergangenheit zu erwähnen. Hier war es zumal die Romantik, gegen welche er die tödtlichsten Pfeile seines Witzköchers

verschoß, und welche ihm dennoch so innig an's Herz gewachsen war, daß er sich nie gänzlich von ihr zu befreien vermocht hat. Oftmals inmitten des heißesten Kampfes beschleicht ihn plötzlich die Sehnsucht nach den „Blumen der Brenta“ oder „seinem Vaterlande, dem heiligen Ganges“, nach der „kleinen todten Veronika“ oder der „Elfenkönigin, welche ihm lächelnd im Vorüberreuten nickt.“ Er hat weder sich noch uns über diese Sehnsucht nach dem einheitlichen Traumlande der Vergangenheit jemals getäuscht, und bekennt offen in seinen „Geständnissen“ (Verm. Schriften, Erster Band, S. 7 und 8): „Trotz meiner exterminatorischen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch immer selbst ein Romantiker . . . Mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutsche Lyrik, von mir eröffnet ward.“ — Den „Atta Troll“ nennt er selbst „das letzte freie Waldlied der Romantik“. Es entstand dies Gedicht aus dem Mißbehagen Heine's an der aufblühenden politischen Dichtkunst:

„Die Opposition, wie Ruge sagt, verkaufte ihr

Leder und ward Poesie. Die Musen bekamen die strenge Weisung, sich hinfüro nicht mehr müssig und leichtfertig umherzutreiben, sondern in vaterländischen Dienst zu treten, etwa als Marketenderinnen der Freiheit oder als Wäscherinnen der christlich-germanischen Nationalität. Es erhub sich im deutschen Bardenhain ganz besonders jenes vague, unfruchtbare Pathos, jener nutzlose Enthusiasmusdunst, der sich mit Todesverachtung in einen Ozean von Allgemeinheiten stürzte, und mich immer an den amerikanischen Matrosen erinnerte, welcher für den General Jackson so überschwänglich begeistert war, daß er einst von der Spitze eines Mastbaums ins Meer hinabsprang, indem er ausrief: „Ich sterbe für den General Jackson!“ Ja, obgleich wir Deutschen noch keine Flotte besaßen, so hatten wir doch schon viele begeisterte Matrosen, die für den General Jackson starben, in Versen und in Prosa. Das Talent war damals eine sehr mißliche Begabung, denn es brachte in den Verdacht der Charakterlosigkeit. Die scheelsüchtige Impotenz hatte endlich, nach tausendjährigem Nachgrübeln, ihre große

Waffe gefunden gegen die Uebermüthen des Genius; sie fand nämlich die Antithese von Talent und Charakter. Es war fast persönlich schmeichelhaft für die große Menge, wenn sie behaupten hörte: die braven Leute seien freilich in der Regel sehr schlechte Musikanten, dafür jedoch seien die guten Musikanten gewöhnlich nichts weniger als brave Leute, die Bravheit aber sei in der Welt die Hauptsache, nicht die Musik. Der leere Kopf pochte jetzt mit Fug auf sein volles Herz, und die Gesinnung war Trumpf. Ich erinnere mich eines damaligen Schriftstellers, der es sich als ein besonderes Verdienst anrechnete, daß er nicht schreiben könne; für seinen hölzernen Styl bekam er einen silbernen Ehrenbecher.

„Bei den ewigen Göttern! damals galt es die unveräußerlichen Rechte des Geistes zu vertreten, zumal in der Poesie. Wie eine solche Vertretung das große Geschäft meines Lebens war, so habe ich sie am Allerwenigsten im vorliegenden Gedicht außer Augen gelassen, und sowohl Tonart als Stoff desselben war ein Protest gegen die Plebiscita der Tagestribunen.

. . . Du lügst, Brutus, du lügst, Cassius, und auch du lügst, Asinius, wenn ihr behauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine kostbare Errungenschaft der Menschheit sind und für die ich selber so viel gestritten und gelitten habe. Nein, eben weil dem Dichter jene Ideen in herrlichster Klarheit und Größe beständig vorschweben, ergreift ihn desto unwiderstehlicher die Lachlust, wenn er sieht, wie roh, plump und täppisch von der beschränkten Zeitgenossenschaft jene Ideen aufgefaßt werden können. Er scherzt dann gleichsam über ihre temporelle Bärenhaut. Es giebt Spiegel, welche so verschoben geschliffen sind, daß selbst ein Apollo sich darin als eine Karikatur abspiegeln muß und uns zum Lachen reizt. Wir lachen aber alsdann nur über das Zerrbild, nicht über den Gott."

Eben so klar, wie hier in der Vorrede, spricht sich Heine in dem Gedicht selber aus:

Traum der Sommernacht! Phantastisch
Zwecklos ist mein Lied. Ja, zwecklos

Wie die Liebe, wie das Leben,
Wie der Schöpfer sammt der Schöpfung!

Nur der eignen Lust gehorchend,
Galoppirend oder fliegend,
Tummelt sich im Fabelreiche
Mein geliebter Pegasus.

Ist kein nützlich tugendhafter
Karrengaul des Bürgerthums,
Noch ein Schlachtpferd der Parteiwuth,
Das pathetisch stampft und wiehert!

Goldbeschlagen sind die Hufen
Meines weißen Flügelrößleins,
Perlenschnüre sind die Zügel,
Und ich lass' sie lustig schießen.

Trage mich wohin du willst!
Ueber luftig steilen Bergpfad,
Wo Kaskaden angstvoll kreischend
Vor des Unsinns Abgrund warnen!

Trage mich durch stille Thäler,
Wo die Eichen ernsthaft ragen
Und den Wurzelknorrn entrieselt
Uralt süßer Sagenquell!

Laß mich trinken dort und näßen
Meine Augen — ach, ich lechze
Nach dem lichten Wunderwasser,
Welches sehend macht und wissend.

Als Probe, mit wie trefflichem Erfolg der Poet in diesem „phantastisch zwecklosen" Liede die bombastisch sich spreizende Zeitdichtung lächerlich macht, ohne jedoch den Inhalt ihrer Lehren mit seinem Spott zu verdächtigen, erwähnen wir beispielsweise die Rede Atta Troll's, des ehemaligen Tanzbären, in welcher er seinen Sohn am Blutsteine über die Verderbniß der Menschen belehrt (Gedichte, Vierter Band, Seite 209—211). Einen tief ergreifenden Kontrast bildet in dem ganzen Gedicht jenes gespenstige Hineinragen der Romantik in die frostig nüchterne Gegenwart; aber wir fühlen klar, daß es nur todte Schatten sind, welche uns auf der Grenzscheide zwischen einer alten und neuen Weltanschauung seltsam umgaukeln. Wir haben uns nicht völlig von ihren Einflüssen befreit, das Gemüth sehnt sich zuweilen nach dem alten Traumlande zurück, aber der Verstand

weist uns in die unbekannte Zukunft. Wie sehr Heine, der Schalk, im Grunde mit all' diesen Umsturztheorien seiner bärenhaft täppischen Zeitgenossen sympathisirt, kann wohl Niemandem entgangen sein, und die Theologie mag sich über Atta Troll's Warnung „vor dem Feuerbach und Bauer" und seine Empfehlung ihres „Schöpfers droben in dem Sternenzelte", jenes „kolossalen Eisbären mit schneeweiß fleckenlosem Pelze" (Seite 201—204), nicht sonderlich gefreut haben!

In scheinbarem Gegensatz zu „Atta Troll", dem „zwecklos phantastischen Sommernachtstraume", steht das Wintermärchen: „Deutschland", welches drei Jahre später geschrieben ist. Heine, pflegt man zu sagen, betritt hier doch selbst das Feld jener politischen Poesie, gegen welche der „Atta Troll" gerichtet war. Aber auch diesmal lügen die Herren Brutus, Cassius und Asinius. Oder hat wohl ein vernünftiger Mensch jemals eine Aehnlichkeit zwischen den gereimten Zeitungsartikeln der vierziger Jahre und diesem „Hochzeitskarmen" des jungen Deutschlands entdeckt? Das

Heimweh ließ dem Dichter in Paris keine Ruhe, er mußte sein geliebtes Deutschland einmal noch wiedersehn, und sein Reisegruß war dies vielverrufene, geschmähte, trotz aller Aesthetiker unvergleichlich herrliche Lied. Schon an der Grenze weckt ihm der Gesang eines kleinen Harfenmädchens die trunkenste Jugendlust; ein neues Lied — das Lied von „Europa's Verlobung mit dem schönen Geniusse der Freiheit" — steigt in seiner Seele empor; „der Riese hat wieder die Mutter, die deutsche Erde, berührt", und in dieser jubelnden Siegesstimmung durchreist nun der Dichter das alte Vaterland, und stürmt mit seinem lachenden Spott wider all' die „geheiligten Institutionen" des Staates und der Kirche, wider all das Aufwärmen mittelalterlicher Feudalwirthschaft oder krankhafter Nationalitätsschwärmerei. Unter all diesem Spott aber blickt der geweihteste Ernst hervor, und vielleicht nie sprach sich Heine deutlicher und bewußter über den Einfluß seiner Werke aus, als an jener Stelle, wo der unheimliche Dämon, welcher ihm auf Weg und Steg nachfolgt, auf Befragen die Antwort giebt:

„— — Was du ersonnen im Geist,
Das führ' ich aus, das thu' ich.

„Und gehn auch Jahre drüber hin,
Ich raste nicht, bis ich verwandle
In Wirklichkeit, was du gedacht;
Du denkst, und ich, ich handle.

„Du bist der Richter, der Büttel bin ich,
Und mit dem Gehorsam des Knechtes
Vollstreck' ich das Urtheil, das du gefällt,
Und sei es ein ungerechtes.

„Dem Consul trug man ein Beil voran,
Zu Rom, in alten Tagen.
Auch du hast deinen Liktor, doch wird
Das Beil dir nachgetragen.

„Ich bin dein Liktor, und ich geh'
Beständig mit dem blanken
Richtbeile hinter dir — ich bin
Die That von deinem Gedanken."

Im Verlauf des Gedichtes läßt sich Heine von der Göttin Hammonia, welche ihm zur Bezeichnung des feilen, um jeden Preis nach Geld jagenden Sinnes

der Gegenwart unter dem treffenden Bild einer Straßendirne erscheint, die nächste Zukunft des Vaterlandes beschreiben. Er konnte, was immer von einer engherzig prüden Kritik gegen diese Schau vorgebracht werden mag, kein passenderes Bild wählen, um die ganze widerwärtige Rohheit unserer Zustände und den Mißduft zu schildern, welchen das Auskehren des gesellschaftlichen Augiasstalles verursachen wird. Auch die Angst der konservativen Gegenwart vor jener dunklen Zukunft wird in der nun folgenden Rede Hammonia's anschaulich parodirt. Aber der Poet sieht über diese nächste und allernächste Zukunft hinaus, und läßt sich nicht in seinem Glauben erschüttern —

Das alte Geschlecht der Heuchelei
Verschwindet Gott sei Dank heut,
Es sinkt allmälig in's Grab, es stirbt
An seiner Lügenkrankheit.

Es wächst heran ein neues Geschlecht,
Ganz ohne Schminke und Sünden,

Mit freien Gedanken, mit freier Lust —
Dem werde ich Alles verkünden.

Schon knospet die Jugend, welche versteht
Des Dichters Stolz und Güte,
Und sich an seinem Herzen wärmt,
An seinem Sonnengemüthe.

Mein Herz ist liebend wie das Licht,
Und rein und keusch wie das Feuer;
Die edelsten Grazien haben gestimmt
Die Saiten meiner Leier . . .

Verzagen wir nicht bei dem Gedanken, daß Heine jenes Lied der Zukunft uns schuldig blieb! Genug, daß er als ein Johannes der Täufer den Heiland der neuen Weltanschauung verkündet, und ihm eine Stätte in den Herzen der Jugend bereitet hat! — —

Nach so ausführlicher Besprechung seiner Liederpoesie darf ich mich bei der Revue seiner in Prosa verfaßten Werke um so kürzer fassen, als von ihnen im Wesentlichen dasselbe gilt, was von seinen Liedern gesagt worden ist. Ueber die Einheit all seiner

Bestrebungen erklärt er selbst: „Bemerken muß ich, daß meine poetischen, ebensogut wie meine politischen, theologischen und philosophischen Schriften einem und demselben Gedankenentsprossen sind, und daß man die einen nicht verdammen darf, ohne den andern allen Beifall zu entziehen.“ Diese Einheit seiner sämmtlichen Schriften ist in der That eine so vollständige, daß wir bei einer Scheidung seiner prosaischen Werke von seinen Liedern in die größte Verlegenheit gerathen. Er hat das wankende Gebäude der alten Aesthetik vollends über den Haufen gestürzt, und — wie im Liede — so auch in der Prosa bis jetzt den höchsten Gipfel erreicht. Wir dürfen noch mehr sagen, wir dürfen wohl, ohne daß ein Widerspruch zu befürchten steht, in ihm geradezu den Schöpfer der modernen Prosa begrüßen. Es hat mit einer solchen Behauptung freilich ebensogut seine Gefahr, wie mit der Thatsache selbst. Daß Heine der Schöpfer unserer neueren Prosa werden konnte, ist für ihn sicher ein unbedingtes Lob, für die übrigen Schriftsteller dagegen ein Tadel; denn sie haben ihn alle — vom

größten bis zum kleinsten — mehr oder minder nachgeahmt. Fragen wir daher lieber: aus welchen inneren Gründen Heine der Schöpfer einer so trefflichen Prosa ward? Die Antwort ist: — Weil es für ihn in der weiten Welt, außer seiner eigenen, hoch- und höchsteigenen Persönlichkeit, nicht eine einzige Kunstregel gab. Das Rezept Börne's: „in drei Tagen ein guter Originalschriftsteller zu werden," stimmt hiemit wesentlich überein; aber der Schriftsteller muß freilich zugleich eine schönharmonische Persönlichkeit besitzen, wenn er, statt der Kopie eines tristen Grämlings, ein lebendiges Kunstwerk erschaffen soll. Und Heine war ein solcher, trotz aller Gegenbehauptung, harmonischer Mensch; er verwahrt sich mit vollem Recht gegen die Anschuldigung, daß er „ein Nachbeter, oder besser gesagt, Nachfrevler Byron's" sei; „von allen großen Schriftstellern ist Byron just derjenige, dessen Lektüre ihn am Unleidlichsten berührt." Die subjektiv disharmonische Periode seiner ersten Jugendzeit hatte er schnell überwunden, während Byron unmuthig in derselben verblieb; und auch

Heine zwang wahrlich nicht Wohlgefallen, sondern Abscheu an der großen Weltdisharmonie, dieselbe in schroffstem Wiederhall, ganz wie sie in seine Seele geschauert war, hinauszusingen und die Schläfer zu wecken. Es ist falsch zu glauben, daß die Beschäftigung mit widerwärtigen oder schmutzigen Dingen für Heine oder irgend einen wahren Dichter je ein Vergnügen war; ihn empörte eben die Rohheit unseres Lebens, welche durchaus als roh und gemein uns zur Erkenntniß gebracht, und deßhalb in treuester Spiegelung vorgeführt werden mußte. Der Poet aber kannte schon diese Disharmonie; er schilderte sie mit bewußter Klarheit als mißtönend und verrucht; er empfand über sie, welche ihn auf Schritt und Tritt verfolgte, den bittersten Schmerz — allein man darf nicht sagen, daß er selbst disharmonisch gewesen sei. Was also war nun seine Harmonie? War sie jener bis jetzt unerreichte, nun endlich gefundene Zusammenklang alles Seins, jene sich selbst erkennende, fühlende, wissende Einigung des Menschen mit der Menschheit und dem ganzen blühenden, glühenden,

formen- und farbenprangenden All? Nein, sie war das nicht; sie war ein Auflösen der Dissonanzen in einen geträum'ten, nicht gelebten Akkord, ein Vorliebnehmen mit der Hälfte, wo das Ganze noch gar zu mühsam zu erlangen war, eine Lißt'sche Variation über ein bedeutsames Thema der Gegenwart. Es giebt Melodien und harmonische Einklänge von verschiedenstem Werth — eine Walzermelodie, ein Kücken'sches Lied, ein Chopin'sches Notturno, und mehr als dies alles: eine Beethoven'sche Symphonie. Wer bestreitet den ersten ihren Rang, wenn er auch letzterer den Vorzug giebt? Vielleicht wird verständlicher, was ich sagen will, wenn ich Heine's Werke mit dem bekannten Musikstück „Der Karneval von Venedig" vergleiche. Hier sind die grellsten Dissonanzen, das jubelnde, lärmende Geschrei, das wiehernde Gelächter der Volksmassen in rauschende oder neckische Akkorde aufgelöst; der Komponist spiegelte ein Stück Leben, aber er stand über demselben, weil er es bis in seine kleinsten Details erkannte, und mit dem Wohllaut seiner eigenen Seele die

Disharmonie für sich selbst aufzuheben verstand. Es ist mit Bildern eine mißliche Sache, und so habe ich mich auch hier des Bildes nur in Einer Beziehung bedient; ich wollte beispielsweis zeigen, wie ein Mißklang sich für den Künstler harmonisch auflösen läßt, nicht aber behaupten, daß Heine's Werke in der Dichtkunst keinen höheren Rang einnähmen, als unter den Musikstücken der Karneval von Venedig oder eine Lanner'sche Walzermelodie. Da vergliche ich sie lieber mit Beethoven's neunter Symphonie, wo sich der melodische Rhythmus so qualvoll innig nach den Worten des Dichters sehnt, und zuletzt trunken sich im „Lied der Freude" berauscht! Ach, es war ein fremdes, ein altes Lied, wie auch Heine sich dem alten, fremden Liede des Pantheismus in die Arme wirft, das ihn so wenig, wie Schiller den unglücklichen Beethoven, erlösen kann!

Es ist fast unglaublich, mit welcher vollendeten Plastik Heine selbst da, wo ihm die allergeringsten Mittel des Ausdrucks zu Gebot standen — in dem

Tanzpoem: „Der Doktor Faust“ und der Pantomime: „Die Göttin Diana“ — uns seine tiefsten Gedanken zu veranschaulichen weiß. Wir heben an dieser Stelle besonders die erstgenannte Schöpfung hervor, welche sich vor dem Göthe'schen „Faust“ nicht blos dadurch auszeichnet, daß sie mit naivster Treue den Inhalt der alten Volkssage bewahrt, sondern weit mehr dadurch, daß sie dem weiblichen Element und dem Liebesideal eine würdigere Rolle zutheilt. Kein mißhandeltes Gretchen streckt ihre Hände aus einem christlichen Himmel herab, um den ergrauten Sünder, der selbst im Tode mit keiner leisesten Regung der hingemordeten Mädchenseele gedenkt, zu sich und ihren katholischen Engelsschaaren emporzuziehen; nein, in dem Augenblicke, wo der Heine'sche Faust *sein* „Gretchen“ erschaut, und zu der Erkenntniß gelangt, daß er statt der reinen, züchtigen Liebe nur dem wilden Sinnestaumel dämonischer Leidenschaften gefröhnt hat, streckt sich die schwarze Hand des erkannten Schuldbewußtseins aus der Erde hervor, die Teufelsverschreibung begegnet seinem Auge, und die naturnothwendige Rache

selbstsüchtigen Frevels reißt ihn in die Hölle der Verdammniß und Verzweiflung hinab.

Ich darf voraussetzen, daß den meisten Lesern dieses Aufsatzes wenigstens der erste Theil der Reisebilder — „Die Harzreise" — bekannt ist. 1826 erschien dieser erste Theil, und erregte eine Unruhe unter den Philistern am Throne bis zu den Philistern der Krambude hinab, wie dergleichen seit Schiller's „Räubern" im heiligen deutschen Reiche nicht wieder erlebt worden. Dies Buch war, wenn man will, geradezu gegen das Philisterthum gerichtet, nicht aber, wie man häufig sagt, in studentischem Sinne, sondern ebensosehr gegen das Zopfwesen der Studentenschaft. Heine parodirt in der Harzreise mit nie dagewesener Frische die ganze erbärmliche Kleinlichkeit und Engherzigkeit unseres Treibens, aus dem er mit spöttischem Knix in die Berge flieht. In der keckſten, jugendfröhlichsten Stimmung hebt die „Harzreise" an — ebenso kräftig endet sie; nur daß sich jenes Gefühl der Weltdisharmonie, welche überall (schon im Eingangsliede) mit der lachenden Naturfreude kontrastirt,

noch wehmüthiger an das Herz des Dichters gekettet hat, so daß er nach all dem Spotte schier in Weinen ausbricht.

Wenn Heine im ersten Band der „Reisebilder" seinen Feldzug gegen die Welt- und Religionsanschauung der Vergangenheit gleichsam als Plänkler durch ein gutes Tirailleurfeuer eröffnet hat, rückt er ihr in den folgenden Bänden schon mit Bajonett und Kanonen auf den Leib, und bringt sie endlich gar so weit, daß sie in ihrer Verzweiflung sich selbst zum Ergötzen des Siegers verspotten muß. Die dritte Abtheilung der „Nordsee", das „Buch Le Grand", die „Reise von München nach Genua", die „Bäder von Lukka", die „Stadt Lukka" und die „Englischen Fragmente" sind Ausführungen der in der „Harzreise" blitzartig herabschlagenden Gedanken. Der Schlag hat gezündet, und das vernichtende Feuer ergreift mälig die ganze hinsterbende alte Welt. Von Schonung ist nicht die Rede; wer sich aus dem Schiffbruch veralteter, inhaltsloser Gefühle nicht an das blinkende Gestade der Zukunft retten will, mag zu Grunde gehn; die

„Reisebilder" sind gleichsam eine lebendige Illustration des Göthe'schen Wortes:

> Komm her, wir setzen uns zu Tisch;
> Wen sollte solche Narrheit rühren?
> Die Welt geht auseinander wie ein fauler Fisch —
> Wir wollen sie nicht balsamiren!

Ich kann nicht umhin, hier mit einigen Worten der Bedeutung des Heine'schen Spottes zu gedenken, welcher ihm oftmals so thöricht zum Vorwurf gemacht worden ist. Man verglich Heine nicht selten mit Voltaire, und er hat mit Recht gegen solchen Vergleich protestirt. Voltaire ging einem Zeitalter der Philosophie voraus, und spottete über Dinge, welche bisher noch von Wenigen bedacht waren. Heine folgte einem philosophischen Zeitalter nach; alle Fragen der Religion und Gesellschaft waren auf's Ernstlichste diskutirt, und man konnte über dieselben im Klaren sein. Wer noch in der alten Gefühls- und Denkweise verharrte, war träge und feig; er verdiente nichts Anderes als Spott; ja, er mußte sich ob seiner

Halbheit verachten. Da half eben nur die Heine-sche Ironie; und wahrlich, wenn ein Geschichtsforscher nach hundert Jahren diese Spiegelbilder der Gegenwart erblickt, wird er kaum ein Geschlecht begreifen, das so klar seine Thorheit und Nichtswürdigkeit erkannte, und doch so langsam sich zu einer freien, besseren Weltanschauung erhob. Nirgends tritt diese Schlaffheit des modernen Lebens prägnanter hervor, als wo dieselbe mit der gewaltigen Zeitbewegung zusammentrifft. Hier fährt Napoleon wie ein flammendes Meteor in diese schale, abgestandene Welt; sie erbebt unter seinen Tritten; der Kaiser reitet langsam auf dem weißen Rößlein vorbei, und — — „den andern Tag war die Welt wieder ganz in Ordnung, und es war wieder Schule nach wie vor, und es wurde wieder auswendig gelernt nach wie vor — die römischen Könige, die Jahreszahlen, die nomina auf im, die verba irregularia, Griechisch, Hebräisch, Geographie, deutsche Sprache, Kopfrechnen — Gott! der Kopf schwindelt mir noch davon" rc. rc. (Reisebilder, zweiter Band, S. 133 ff.)

Als die große Aufgabe unserer Zeit nennt Heine in den Reisebildern: „die Emanzipation, das sich Losreißen von dem eisernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Aristokratie (gegen welche in engerem Sinne auch „Kahldorf über den Adel" gerichtet war), die Herstellung der bürgerlichen Gleichheit." Aber er weiß recht wohl, daß auch dieser Kampf nicht das Ende der Kämpfe, nicht mehr als das Ziel der nächsten Zukunft bleiben wird. „Jede Zeit", sagt er, „glaubt, ihr Kampf sei vor allen Kämpfen der wichtigste, dies ist der eigentliche Glaube der Zeit, in diesem lebt sie und stirbt sie, und auch wir wollen leben und sterben in dieser Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient, als das hohle ausgestorbene Seelengespenst, das wir noch so zu benennen pflegen — unser heiliger Kampf dünkt uns der wichtigste, wofür jemals auf dieser Erde gekämpft worden, obgleich historische Ahnung uns sagt, daß einst unsere Enkel auf diesen Kampf herabsehen werden, vielleicht mit demselben Gleichgültigkeitsgefühl, womit

wir herabsehen auf den Kampf der ersten Menschen, die gegen ebenso gierige Ungethüme, Lindwürmer und Raubriesen, zu kämpfen hatten."

Je weiter wir in der Lektüre der „Reisebilder" fortschreiten, welche von 1824 bis 1828 geschrieben sind, desto kühner erhebt der Dichter sein strahlendes Panier, desto lauter preist er die Freiheit als seine neue Religion, desto vorahnender weht uns der Geist der Julitage entgegen, welche Heine uns lange vorausverkündet hat. Er vergleicht sich mit Don Quixote; aber „seine Ideen sind entgegengesetzter Art, als der Wahnsinn und die fixen Ideen des Manchaners: —

„Dieser wollte die untergehende Ritterzeit wiederherstellen, ich hingegen will Alles, was aus jener Zeit noch übrig geblieben ist, jetzt vollends vernichten, und da handeln wir also mit ganz verschiedenen Ansichten. Mein College sah Windmühlen für Riesen an, ich hingegen kann in unseren heutigen Riesen nur prahlende Windmühlen sehen, jener sah lederne Weinschläuche für mächtige Zauberer an, ich aber sehe in unseren jetzigen Zauberern nur den ledernen Wein-

schlauch, jener hielt Bettlerherbergen für Castelle, Eseltreiber für Cavaliere, Stalldirnen für Hofdamen, ich hingegen halte unsere Castelle nur für Lumpenherbergen, unsere Cavaliere nur für Eseltreiber, unsere Hofdamen nur für gemeine Stalldirnen; wie jener eine Puppenkomödie für eine Staatsakzion hielt, so halte ich unsere Staatsakzionen für leidige Puppenkomödien — doch eben so tapfer wie der tapfere Manchaner schlage ich drein in die hölzerne Wirthschaft."

Eine Zeitlang betheiligte sich Heine als Redakteur der „Neuen politischen Annalen", welche er von 1827—28 mit Lindner herausgab, noch direkter an der politischen Journalistik. Ebenso selbstbewußt wie bescheiden sagt er in der „Reise von München nach Genua": „Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einst mit einem Lorbeerkranze den Sarg verziere. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebte, war mir immer nur heiliges Spielzeug, oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke. Ich habe nie großen Werth gelegt auf Dichterruhm, und ob man meine Lieder preist oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein

Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit."

Während der Julirevolution befand sich Heine auf Helgoland. Zu welcher freudigen Begeisterung ihn die Kunde von diesem Ereigniß entflammte, sehen wir aus seinen Briefen, in deren einem er damals schrieb:

„Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise . . . Ich bin wie berauscht. Kühne Hoffnungen steigen leidenschaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachsenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausstrecken bis in die Wolken . . . Die Wolken aber im raschen Fluge entwurzeln diese Riesenbäume und jagen damit von dannen. Der Himmel hängt voller Violinen . . . Das ist ein beständiges Geigen da droben in himmelblauer Freudigkeit, und das klingt aus den smaragdenen Wellen wie heiteres Mädchengekicher. Unter der Erde aber kracht es und klopft es, der Boden öffnet sich, die alten Götter strecken daraus ihre Köpfe hervor, und mit hastiger Verwunderung fragen sie: „Was bedeutet der Jubel, der bis ins Mark der Erde drang? Was

giebts Neues? dürfen wir wieder hinauf?' Nein, Ihr bleibt unten in Nebelheim, wo bald ein neuer Todesgenosse zu Euch hinabsteigt . . . „Wie heißt er?" Ihr kennt ihn gut, ihn, der Euch einst hinabstieß in das Reich der ewigen Nacht . . .

„Pan ist todt!

„Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise . . .

„Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muß . . . Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen . . . Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied singe . . . Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Paläste verbrennen und die Hütten erleuchten . . . Worte gleich blanken Wurfspeeren, die bis in den siebenten Himmel hinaufschwirren und die frommen Heuchler treffen, die sich dort eingeschlichen ins Allerheiligste . . . Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme!"

Ja, es duldete ihn nicht mehr in Deutschland, wo die Zensur ihm seine kühnsten Gedanken strich und nur Kerker und Verfolgung in Aussicht stand — in Paris hatte der Hahn gekräht — da hängte er die Leier über die Schulter, und pilgerte an die Wiege der Revolution. Andere haben oft und viel mit ihrem Martyrthume und ihren Opfern geprahlt; Heine that das nie; wo er von seinen Schmerzen und seinem Patriotismus spricht, geschieht solches nie in jenem stelzenhaften Tone, dessen sich jeder ausgewiesene Literat oder Schneidergesell zu bedienen pflegt. Vergleichen wir mit den pomphaft inhaltslosen Tiraden unserer modernen Flüchtlinge die Stelle, wo jener so oft als „unbescheiden" verschriene Poet (Vermischte Schriften, Erster Band, Seite 32 ff.) naiv anspruchslos die Gründe seiner Flucht auseinandersetzt, so werden wir fühlen, daß dieser Humor des Schmerzes ein wirksamerer Pfeil ist, als alle fürstenmörderischen Deklamationen auf der Bierbank.

„Ich hatte viel gethan und gelitten, und als die Sonne der Juliusrevolution in Frankreich aufging,

war ich nachgerade sehr müde geworden und bedurfte einiger Erholung. Auch war mir die heimathliche Luft täglich ungesunder, und ich mußte ernstlich an eine Veränderung des Klimas denken. Ich hatte Visionen; die Wolkenzüge ängstigten mich und schnitten mir allerlei fatale Fratzen. Es kam mir manchmal vor, als sei die Sonne eine preußische Kokarde; des Nachts träumte ich von einem häßlichen schwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward sehr melancholisch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Justizrath kennen gelernt, der viele Jahre auf der Festung Spandau zugebracht und mir erzählte, wie es unangenehm sei, wenn man im Winter die Eisen tragen müsse. Ich fand es in der That sehr unchristlich, daß man den Menschen die Eisen nicht ein Bischen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärmte, würden sie keinen so unangenehmen Eindruck machen, und selbst fröstelnde Naturen könnten sie dann gut ertragen; man sollte auch die Vorsicht anwenden, die Ketten mit Essenzen von Rosen und Lorbeeren zu parfümiren, wie es hier zu Lande geschieht. Ich frug meinen Justizrath, ob er zu Spandau oft Austern zu essen bekommen? Er sagte nein, Spandau sei zu weit vom Meere entfernt. Auch das

Fleisch, sagte er, sei dort rar, und es gebe dort kein anderes Geflügel, als die Fliegen, die Einem in die Suppe fielen. Zu gleicher Zeit lernte ich einen französischen commis voyageur kennen, der für eine Weinhandlung reiste und mir nicht genug zu rühmen wußte, wie lustig man jetzt in Paris lebe, wie der Himmel dort voller Geigen hänge, wie man dort von Morgens bis Abends die Marseillaise und En avant marchons und Lafayette aux cheveux blancs singe, und Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft an allen Straßenecken geschrieben stehe; dabei lobte er auch den Champagner seines Hauses, von dessen Adresse er mir eine große Anzahl Exemplare gab, und er versprach mir Empfehlungsbriefe für die besten Pariser Restaurants, im Fall ich die Hauptstadt zu meiner Erheiterung besuchen wollte. Da ich nun wirklich einer Aufheiterung bedurfte, und Spandau zu weit vom Meere entfernt ist, um dort Austern zu essen, und mich die Spandauer Geflügelsuppen nicht sehr lockten, und auch obendrein die preußischen Ketten im Winter sehr kalt sind und meiner Gesundheit nicht zuträglich sein konnten, so entschloß ich mich, nach Paris zu reisen und im Vaterland des Champagners und der Marseillaise jenen zu trinken und diese letztere,

nebst En avant marchons und Lafayette aux cheveux blancs, singen zu hören."

Von Heine's Arbeiten in Paris erwähnen wir zuerst seine langjährigen Korrespondenzen für die „Augsburger Allgemeine Zeitung", welche größtentheils später in Buchform veröffentlicht worden sind. In der Vorrede zu den „Französischen Zuständen", und neuerdings im zweiten Bande der „Lutezia" hat sich unser Dichter auf's Vollständigste wider alle verleumderischen Anschuldigungen wegen seiner Korrespondenzen in jener Zeitung gerechtfertigt. „Letztere", schrieb er im Oktober 1832, „die ihre weltberühmte Autorität so sehr verdient, und die man wohl die Allgemeine Zeitung von Europa nennen dürfte, schien mir eben wegen ihres Ansehens und ihres unerhört großen Absatzes das geeignete Blatt für Berichterstattungen, die nur das Verständniß der Gegenwart beabsichtigen. Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen sich die Völker nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Haß und Krieg ver-

hetzen, das große Völkerbündniß, die heilige Allianz der Nationen kommt zu Stande, wir brauchen aus wechselseitigem Mißtrauen keine stehenden Heere von vielen hunderttausend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Rosse, und wir erlangen Frieden und Wohlstand und Freiheit. Dieser Wirksamkeit war mein Leben gewidmet; es ist mein Amt. Der Haß meiner Feinde darf als Bürgschaft gelten, daß ich dieses Amt bisher recht treu und ehrlich verwaltet. Ich werde mich jenes Hasses immer würdig zeigen. Meine Feinde werden mich nie verkennen, wenn auch die Freunde im Taumel der aufgeregten Leidenschaften meine besonnene Ruhe für Lauheit halten möchten. Jetzt freilich, in dieser Zeit, werden sie mich weniger verkennen, als damals, wo sie am Ziel ihrer Wünsche zu stehen glaubten, und Siegeshoffnung alle Segel ihrer Gedanken schwellte; an ihrer Thorheit nahm ich keinen Theil, aber ich werde immer Theil nehmen an ihrem Unglück. Ich werde nicht in die Heimath zurückkehren, so lange noch ein einziger jener edlen Flüchtlinge, die vor allzu großer

Begeisterung keiner Vernunft Gehör geben konnten, in der Fremde, im Elend weilen muß."

Der Zweck, welchen Heine mit diesen Korrespondenzen verband, war ein kosmopolitischer. Nicht blos in der angeführten Stelle spricht er sich hierüber aus, sondern fast all' seine Werke tragen den Charakter eines bewußten Anbahnens der Weltverbrüderung und Weltliteratur. Er hat es sich ganz besonders zur Aufgabe gemacht, uns über das Wesen der Franzosen und letztere über uns aufzuklären, die germanische und französische Nationalität mit einander zu verschmelzen. Er selbst ging uns in seinen Schriften mit dem erhabensten Beispiele voran; er hat alle Vorzüge der französischen Nationalität in sich aufgenommen, ohne dafür eine einzige Perle des deutschen Charakters zu opfern. Mehr noch; er hatte vor letzterer Gefahr eine so unüberwindliche Scheu, daß er sich nicht einmal in Frankreich naturalisiren ließ. Es war ihm ein närrischer Gedanke, auch nur pro forma ein Franzose zu sein, und halb rührend, halb ironisch schrieb er über diesen Umstand noch im

Sommer 1854 jene denkwürdige Stelle (Vermischte Schriften, dritter Band; S. 167 ff.), in welcher er sich selbst gegen jeden Schein eines Lossagens vom Vaterlande verwahrt, und welche mit den Worten schließt: „Der Steinmetz, der unsere letzte Schlafstätte mit einer Inschrift zu verzieren hat, soll keine Einrede zu gewärtigen haben, wenn er dort eingräbt die Worte: „Hier ruht ein deutscher Dichter."

Seine Berichte aus Paris dürfen wir als Muster einer geistvollen und — so weit als möglich — ehrlichen Korrespondenz empfehlen. Wir sagen: ehrlich, so weit als möglich; denn es konnte nicht fehlen, daß der Poet sich zuweilen eine Zeitlang durch glänzende Eigenschaften dieser oder jener Person blenden ließ; allein in der Kritik von Thatsachen, besonders aber von neu hervorblitzenden Ideen hat er sich selten getäuscht. So schuf er selbst auf einem sonst so sterilen Felde im Ganzen wirklich „ein daguerreotypisches Geschichtsbuch, worin jeder Tag sich selbst abkonterfeite; und durch die Zusammenstellung solcher Bilder hat der ordnende

Geist des Künstlers ein Werk geliefert, worin das Dargestellte seine Treue authentisch durch sich selbst dokumentirt."

Wie nun Heine in diesen Berichten uns das eigentliche Wesen der französischen Neuzeit vor Augen führt, so hat er gleicherweise die Franzosen mit dem innersten Kerne der deutschen Geistesbestrebungen vertraut gemacht. Solches geschah hauptsächlich in seinem Buche „De l'Allemagne", von welchem er später die bedeutendsten Parthien im „Salon" und der „romantischen Schule" veröffentlichte. Die „romantische Schule" und die Aufsätze „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" gehören ohne Zweifel zu den wichtigsten Dokumenten der Geschichte des deutschen Geistes in Vergangenheit und Gegenwart; obwohl in dem erstgenannten Buche der Verfasser in der Hitze seiner Kampfwuth die nicht geringen Verdienste der Romantiker, ja ihr Hauptbestreben (jene versuchte Einigung von Kunst und Leben) fast ganz übersieht, und ziemlich einseitig gegen ihre katholisch-spiritualistische Mittel-

alterlichkeit polemisirt. Trotz solcher parteilichen Ungerechtigkeit möchten wir dennoch Jedem, der sich mit den Grundursachen aller Geisteskämpfe der Neuzeit bekannt machen will, gerade diese zwei Werke empfehlen. Nie zuvor ist einem Schriftsteller eine so populäre Behandlung der Philosophie gelungen, wie diesem „ungezogenen Liebling der Grazien", welcher hier gezeigt hat, daß er sehr ernst sein kann. So oft man ihm eine franzosenfreundliche Herabwürdigung des deutschen Geistes vorgeworfen hat, so falsch ist diese Beschuldigung. Er schilt freilich (so gut wie Börne) die träumerische Langsamkeit der deutschen Hand; aber wie majestätisch feiert er die Thaten des deutschen Geistes, ja selber des deutschen Herzens Traum! Wir erinnern nur beispielsweis an die Worte jenes „Gesprächs auf der Themse" (Reisebilder, vierter Band, Seite 153): „Wenn einst, was Gott verhüte, in der ganzen Welt die Freiheit verschwunden ist, so wird ein deutscher Träumer sie in seinen Träumen wieder entdecken."

Mit Ernst verwahrt sich Heine überall gegen die Verdächtigungen jener „Pharisäer der Nationalität", die in ihrem Hasse gegen sein kosmopolitisches Streben „mit den Antipathien der Regierungen Hand in Hand gingen." Er antwortet ihnen in der Vorrede zum Wintermärchen:

„Wir sind im Herzen gewappnet gegen das Mißfallen dieser heldenmüthigen Lakaien in schwarz-roth-goldner Livree. Ich höre schon ihre Bierstimmen: Du lästerst sogar unsere Farben, Verächter des Vaterlands, Freund der Franzosen, denen du den freien Rhein abtreten willst! Beruhigt euch. Ich werde eure Farben achten und ehren, wenn sie es verdienen, wenn sie nicht mehr eine müssige oder knechtische Spielerei sind. Pflanzt die schwarz-roth-goldne Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freien Menschenthums, und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben. Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland eben so sehr wie ihr. Wegen dieser Liebe habe ich dreizehn Lebensjahre im Exile verbracht, und wegen eben dieser Liebe kehre ich wieder zurück in's Exil, vielleicht für immer, jeden-

falls ohne zu flennen oder eine schiefmäulige Dulder-grimasse zu schneiden. Ich bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund aller Menschen bin, wenn sie vernünftig und gut sind, und weil ich selber nicht so dumm oder so schlecht bin, als daß ich wünschen sollte, daß meine Deutschen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, sich die Hälse brächen zum Besten von England und Rußland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieses Erdballs. Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzosen abtreten, schon aus dem ganz einfachen Grunde: weil mir der Rhein gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheins noch weit freierer Sohn, an seinem Ufer stand meine Wiege, und ich sehe nicht ein, warum der Rhein irgend einem Anderen gehören soll, als den Landeskindern. Elsaß und Lothringen kann ich freilich dem deutschen Reiche nicht so leicht einverleiben, wie ihr es thut, denn die Leute in jenen Ländern hängen fest an Frankreich wegen der Rechte, die sie durch die französische Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgesetze und freien Institutionen, die dem bürgerlichen Gemüthe sehr

angenehm sind, aber dem Magen der großen Menge dennoch Vieles zu wünschen übrig lassen. Indessen, die Elsässer und Lothringer werden sich wieder an Deutschland anschließen, wenn wir das vollenden, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir diese überflügeln in der That, wie wir es schon gethan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen desselben emporschwingen, wenn wir die Dienstbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerstören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöser Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungen, und wie wir es wollen, wir, die Jünger. Ja, nicht bloß Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutsch werden! Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist *mein* Patriotismus."

Glänzender aber ist nie und von keinem Schriftsteller der deutsche Geist gewürdigt worden, als in der Schlußstelle von Heine's „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" — jener Stelle, die wie eine Weissagung der Kassandra in unsre Herzen rauscht:

„Die deutsche Philosophie ist eine wichtige, das ganze Menschengeschlecht betreffende Angelegenheit, und erst die spätesten Enkel werden darüber entscheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben sind, daß wir erst unsere Philosophie und hernach unsere Revolution ausarbeiteten . . . . Das Christenthum hat jene brutale, germanische Kampflust einigermaßen besänftigt, konnte sie jedoch nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwuth, wovon die nordischen Dichter so viel singen und sagen. Jener Talisman ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht. Die alten steinernen Götter erheben sich dann aus dem verschollenen Schutt, und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem

Riesenhammer springt empor und zerschlägt die gothischen Dome . . . Die Stunde wird kommen. Wie auf den Stufen eines Amphitheaters werden die Völker sich um Deutschland herumgruppiren, um die großen Kampfspiele zu betrachten . . . Wenn ihr dann das Gepolter und Geklirre hört, hütet euch, ihr Nachbarskinder, ihr Franzosen, und mischt euch nicht in die Geschäfte, die wir zu Hause in Deutschland vollbringen. Es könnte euch schlecht bekommen. Hütet euch, das Feuer anzufachen, hütet euch, es zu löschen. Ihr könntet euch leicht an den Flammen die Finger verbrennen. Lächelt nicht über meinen Rath, den Rath eines Träumers, der euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphilosophen warnt. Lächelt nicht über den Phantasten, der im Reiche der Erscheinungen dieselbe Revolution erwartet, die im Gebiete des Geistes stattgefunden. Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher und ist nicht sehr gelenkig, und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wißt: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem

Geräusche werden die Adler aus der Luft todt niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrika's werden die Schwänze einkneifen, und sich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte."

Da ich glaube, daß in dem bisher Gesagten ein zwar skizzenhaftes, aber doch in den Grundzügen klares Bild von Heine's Wirken geboten ward, bliebe nur noch sein Buch „Ueber Ludwig Börne" zu besprechen — jenes Buch, wegen dessen der Verfasser von der gesammten deutschen Kritik so schmählich mißhandelt ward. Mit Wehmuth legte der Poet häufig das Geständniß ab, daß selten Jemand sein Streben in vollem Umfange verstanden habe — am Wenigsten leider oftmals die Männer seiner eigenen Partei! Und noch heute bin ich auf den lebhaftesten Widerspruch gefaßt, wenn ich jenes Werk nicht als einen Makel an Heine's Ehre, sondern als eine seiner muth-

vollsten Thaten bezeichne. Die Vertretung der unveräußerlichen Rechte des Geistes wider die „braven Leute, aber schlechten Musikanten", nennt er, wie wir sahen, „das große Geschäft seines Lebens", und diese Pflicht erforderte maaßloseste Offenheit. Es galt die Rettung der Kunst und Schönheit wider die einseitig nackte Tendenz, welche sich engherzig an die Bedürfnisse von morgen und übermorgen hielt. Ja, man hatte oft genug von Heine verlangt, daß er sich in seinen künstlerischen Produktionen auf ein bestimmtes Programm mit der liberalen Opposition vereine, und Niemand hatte dies verletzender, als Börne, gethan. Wie hat ihn Letzterer in seinen „Briefen aus Paris", sowohl in den von ihm selbst, als den von seinen Erben veröffentlichten, geschmäht! Das ist ein endloses Gefasel: wie „Heine an der Wahrheit nur das Schöne liebt"; wie er „Nichts glaubt, und sogar Gott den HERRN mit lauter Initialbuchstaben drucken läßt, um anzuzeigen, daß es ein Kunstausdruck sei, den er nicht zu verantworten habe;" und vor Allem, wie Heine „nur ein Dichter und kein Charakter" sei!

„Charakter!“ — da haben wir das Schiboleth, mit welchem sich alle „schlechten Musikanten“ zu „braven Leuten“ umtaufen, und, auf ihre Bravheit pochend, rastlos den „Dichter“ beschimpfen, von welchem Heine so wahr behauptet:

Nur dem Gotte steht er Rede,
Nicht dem Volke. — In der Kunst,
Wie im Leben kann das Volk
Tödten uns, doch niemals richten.

Es war durchaus nöthig, diese widersinnige Distinktion zwischen Dichter und Charakter, zu welcher Börne den Anlaß gab, ein für alle Mal um der Menschheit, um der Kunst willen zu vernichten. Diese Aufgabe hat sich Heine in seiner Schrift über Börne gestellt, und dieselbe im Ganzen richtig gelöst.

„Was versteht man unter dem Wort: Charakter?

„Charakter hat derjenige, der in den bestimmten Kreisen einer bestimmten Lebensanschauung lebt und waltet, sich gleichsam mit derselben identifizirt, und nie in Widerspruch geräth mit seinem Denken und Fühlen. Bei ganz ausgezeichneten, über ihr Zeitalter

hinausragenden Geistern kann daher die Menge nie wissen, ob sie Charakter haben oder nicht, denn die große Menge hat nicht Weitblick genug, um die Kreise zu überschauen, innerhalb derselben sich jene hohen Geister bewegen. Ja, indem die Menge nicht die Grenzen des Wollens und Dürfens jener hohen Geister kennt, kann es ihr leicht begegnen, in den Handlungen derselben weder Befugniß noch Nothwendigkeit zu sehen, und die geistig Blöd- und Kurzsichtigen klagen dann über Willkühr, Inkonsequenz, Charakterlosigkeit. Minder begabte Menschen, deren oberflächlichere Lebensanschauung leichter ergründet und überschaut wird, und die gleichsam ihr Lebensprogramm in populärer Sprache ein für allemal auf öffentlichem Markte proklamirt haben, diese kann das verehrungswürdige Publikum immer im Zusammenhang begreifen, es besitzt einen Maaßstab für jede ihrer Handlungen, es freut sich dabei über seine eigene Intelligenz, wie bei einer aufgelösten Charade, und jubelt: Seht, das ist ein Charakter! . . . „Nur Dichter" — wir werden unsere Gegner nie so bitter tadeln, daß wir sie in eine und dieselbe Kategorie setzen mit Dante, Milton, Cervantes, Camoens, Philipp Sidney, Friedrich Schiller, Wolfgang Goethe, welche nur Dichter

waren . . . Unter uns gesagt, diese Dichter, sogar der letztere, zeigten manchmal Charakter!"

Man kann sich einen Begriff davon machen, wie spießbürgerlich der „Patriot" Börne den „Dichter" Heine mit seiner Tagespolitik verfolgt hat, wenn man in den nachgelassenen Briefen des Ersteren die lächerlichen Bemerkungen über Letzteren liest. Er verfolgt ihn, er horcht ihn aus, er moralisirt — „der arme Heine merkt gar nicht, wie er chemisch von mir zersetzt wird" — der arme Heine! Einmal kommt er nach Mitternacht „zu ihm heraufgestiegen in seine Wohnung, weckt ihn aus dem süßesten Schlaf, setzt sich vor sein Bett, und jammert eine ganze Stunde über die Leiden des deutschen Volkes, und über die Schändlichkeiten der deutschen Regierungen, und wie die Russen für Deutschland so gefährlich seien, und wie er es sich vorgenommen habe, zur Rettung Deutschlands gegen den Kaiser Nikolaus zu schreiben und gegen die Fürsten, die das Volk so mißhandelten, und gegen den Bundestag" . . . bis Heine

vor Verzweiflung über all dies Gerede zuletzt in die Worte ausbricht: „Sind Sie Gemeinde-Versorger?"

Fortwährend ärgert sich Börne über Heine's Kunst-Interesse, das ihm mit den Interessen des Tages unvereinbar schien. Er sieht in dem Umstand, daß Heine gleich bei seiner Ankunft in Paris einen Bericht über die dortige Gemälde-Ausstellung schrieb, einen Beweis seines „Indifferentismus für die heilige Sache der Menschheit"; er quält ihn selbst bei Tische mit seiner praktisch alltäglichen Wuthpolitik; und als er schließlich in Heine's Schriften einen Widerspruch entdeckt haben will, begnügt sich dieser mit der ironischen Antwort: „Sie irren sich, Liebster, dergleichen findet sich nie in meinen Büchern, denn jedesmal, ehe ich schreibe, pflege ich vorher meine politischen Grundsätze in meinen früheren Schriften wieder nachzulesen, damit ich mir nicht widerspreche und man mir keinen Abfall von meinen liberalen Prinzipien vorwerfen könne."

Man hat das Buch Heine's in der Regel als Schmähung gegen den Todten aufgefaßt; ich begreife schwer, wie ein unbefangener Leser zu einer

derartigen Ansicht gelangen kann. Bewunderung ergreift mich im Gegentheil, wenn ich sehe, mit welcher „kältesten Unparteilichkeit“ Heine über einem Manne zu Gericht saß, dessen zahlreiche Mängel uns so leicht über den richtigen Werth seiner praktischen Leistungen verblenden, und mit wie sicherm Takte, mit wie rhadamantischer Gerechtigkeitsliebe er Jenem für immer seine Stelle in der deutschen Literaturgeschichte zuwies. Es ist keine Unwahrheit, wenn er sagt:

„Ich schreibe hier weder eine Apologie, noch eine Kritik, und indem ich nur von der eigenen Anschauung ausgehe bei der Schilderung des Mannes, dürfte das Standbild, das ich von ihm liefere, vielleicht als ein ikonisches zu betrachten sein. Und es gebührt ihm ein solches Standbild, ihm dem großen Ringer, der in der Arena unserer politischen Spiele so muthig rang, und wo nicht den Lorbeer, doch gewiß den Kranz von Eichenlaub ersiegte.

„Wir geben sein Standbild mit seinen wahren Zügen, ohne Idealisirung, je ähnlicher, desto ehrender für sein Andenken. Er war ja weder ein Genie noch ein Heros; er war kein Gott des Olymps. Er

war ein Mensch, ein Bürger der Erde, er war ein guter Schriftsteller und ein großer Patriot."

Strengen Tadel verdienen in dem ganzen Buche nur die Bemerkungen, welche über das Verhältniß Börne's zu der Madame Wohl eingeflochten sind, obschon dies Verhältniß, welches von Börne nach freiem Entschlusse vor die Oeffentlichkeit gezogen ward, kein Recht darauf hat, sich der öffentlichen Kritik entzogen zu sehen. Es war Unrecht, daß Heine — statt auch hier eine Kritik vorliegender Thatsachen zu schreiben und den Nachweis zu liefern, daß Madame Wohl den von ihr angebeteten Börne nicht in seiner Geistesentwicklung gefördert, sondern in seiner beschränkten Anschauungsweise bestärkt hat — sich, um uns seines eigenen Ausdrucks zu bedienen (Augsburger Allgemeine Zeitung, No. 3 vom Jahre 1846), „in einer menschlichen Stunde und nicht ohne Provokation" zu einer frivolen Witzelei über die Natur jenes Verkehres hinreißen ließ. Er hat schwer für diese Schuld gebüßt, schwerer selbst als billig war; denn hauptsächlich wegen dieser einen Stelle haben

die Meisten das Buch in einem durchaus falschen Sinne aufgefaßt, und — verworfen.

Das Urtheil der Geschichte wird ein anderes sein, und spätere Geschlechter, deren geistiges Auge nicht von den Parteileidenschaften der heutigen Tage geblendet ist, werden erkennen, daß solcher scheinbar persönlichen Fehde ein Kampf um die höchsten Güter der Menschheit zu Grunde lag. Nicht der ephemere Ruf dieses oder jenes Schriftstellers, sondern das innerste Wesen geistigen Schaffens war bedroht, wenn Börne's irrthümliche Ansicht über die Kunst zu allgemeinerer Geltung kam. Er hatte von ihrer Bedeutung nicht den entferntesten Begriff; sie erschien ihm nur dann von Werth, wenn sie sklavisch in den Dienst seiner bestimmt abgegrenzten Parteifraktion trat; ja, er betrachtete dieselbe geradezu als Etwas, das er gleichfalls nach Belieben erlernen könnte, und als er einmal der Politik etwas überdrüssig wird, und ihm obendrein die Zensur etwas schärfer als gewöhnlich auf die Finger sieht, will er sich auf die Kunst verlegen! Wirklichen Nutzen haben von all'

seinen Streifzügen auf diesem Gebiete nur die Angriffe wider Göthe gebracht, da sie den bedeutendsten Anlaß zu einer gründlichen Polemik über Göthe's sittlichen und künstlerischen Werth gaben, aus welcher ein erneutes Studium seiner Werke und eine sorgfältige Prüfung aller Kunstprinzipien der Vergangenheit und Gegenwart hervorging; — aber Börne's Angriffe waren auch hier von spaßhafter Einseitigkeit. In einer Geschichte der deutschen Publizistik verdient er unzweifelhaft die freudigste Würdigung; in die Geschichte unserer Kunst und Poesie hat er mit seiner willkürlichen Unterscheidung zwischen Dichter und Charakter nur eine heillose Verwirrung gebracht, und verdiente hiefür die strengste Zurechtweisung. Der große Erfolg seines Wirkens lag auf dem Felde der Politik — aber gerade hier schloß die praktische Beschränkung auf bestimmt formulirte Interessen des Augenblicks jede künstlerische Behandlung aus. Börne hat sich in seinen politischen Ansichten bis zum Jahre 1830 so wenig über den alltäglichsten Konstitutionalismus, wie später über den bescheidensten

Republikanismus erhoben. Dem Heine, der als wahrer Poet sein Programm nicht so konzessionsmäßig nach den schnell durch einen Gesetzerlaß zu befriedigenden Forderungen von Gevatter Schneider und Handschuhmacher einzurichten vermochte, wirft er deßhalb beständig ein bloßes Liebäugeln mit der Freiheit, ein nur ästhetisches Behagen an der Revolution vor, und meint, die „spartanischen Suppen der Freiheit" würden demselben nicht sonderlich schmecken. Gewiß nicht; denn Heine begehrt die freieste Entwicklung der Individualität, er will keine spartanischen Suppen, sondern „Austern und Rheinwein für Alle." Und das ist zwischen diesen Männern der Unterschied: Börne verlangt Judenemanzipation, Aufhebung der Zensur und eine Konstitution — Heine verlangt eine neue Welt, eine wiedergeborene Menschheit!

„Armer Mann!" ruft Heine ihm nach. „Er mußte aus dem sichern Hafen bald wieder hinaus auf die hohe See, und dort begegneten sich unsere Schiffe, während jener furchtbare Sturm wüthete, worin er zu Grunde ging. Wie das heulte! wie das krachte!

Beim Licht der gelben Blitze, die aus dem schwarzen Gewölk herabschossen, konnte ich genau sehen, wie Muth und Sorge auf dem Gesichte des Mannes schmerzlich wechselten! Er stand am Steuer seines Schiffes, und trotzte dem Ungestüm der Wellen, die ihn manchmal zu verschlingen drohten, manchmal ihn nur kleinlich bespritzten und durchnäßten, was einen so kummervollen und zugleich komischen Anblick gewährte, daß man darüber weinen und lachen konnte. Armer Mann! Sein Schiff war ohne Anker und sein Herz ohne Hoffnung . . . Ich sah, wie der Mast brach, wie die Winde das Tauwerk zerrissen . . . Ich sah, wie er die Hand nach mir ausstreckte . . .

„Ich durfte sie nicht erfassen, ich durfte die kostbare Ladung, die heiligen Schätze, die mir vertraut, nicht dem sicheren Verderben preisgeben . . . Ich trug an Bord meines Schiffes die Götter der Zukunft."

Ja, der Zukunft, die er freilich nur in seinen Träumen geschaut! Heine's Ideal der neuen Gesellschaft war kein sicher und bewußt erschaffenes Leben; es war ein geträumtes Avalun, ein Märchenland, in welchem die Fee Abunde auf weißem Zelter grüßend vorüberritt. Wenn er, „Nachts am Meere

wandelnd, den Wellengesang hört, und allerlei Ahnung und Erinnerung in ihm erwacht, so ist ihm, als habe er einst mit der Allwissenheit des Vergangenen auf das Treiben der Menschen von oben herabgesehn, und sei vor schwindelndem Schrecken zur Erde heruntergefallen; es ist ihm dann auch, als seien seine Augen so telesskopisch scharf gewesen, daß er die Sterne in Lebensgröße am Himmel wandeln gesehen, und durch all den wirbelnden Glanz geblendet worden; — wie aus der Tiefe eines Jahrtausends kommen ihm dann allerlei Gedanken in den Sinn, Gedanken uralter Weisheit, aber sie sind so neblicht, daß er nicht erkennt, was sie wollen." Diese Stelle giebt einen Schlüssel zu Heine's Wirksamkeit, sofern sich dieselbe auf die Zukunft bezieht. Er spricht es hier unter Blumen selber aus, daß er von der ursprünglichen Höhe seines Ideales sich aus Zagheit entfernt hat, und ihm dasselbe in neblige Ferne schwand. Aber in seiner Vorrede zu Weill's „Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben" schreibt er folgende köstliche Worte über die Menschen,

welche „die Unbehagnisse und Ekelthümer unserer heutigen Weltordnung nicht mehr zu ertragen wissen, und hinausgaloppiren in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee" — und diese Worte rufen wir heute dankbar und zukunftsfreudig dem Geschiedenen nach:

„Ja, solche Menschen sind nicht allein die Träger einer Idee, sondern sie werden selbst davon getragen, und zwar als gezwungene Reiter ohne Sattel und Zügel; sie sind gleichsam mit ihrem nackten Leibe festgebunden an die Idee, wie Mazeppa an seinem wilden Rosse auf den bekannten Bildern des Horaz Vernet — sie werden davon fortgeschleift, durch alle fürchterliche Konsequenzen, durch alle Steppen und Einöden, über Stock und Stein — das Dornengestrüppe zerfleischt ihre Glieder — die Waldesbestien schnappen nach ihnen im Vorüberjagen — ihre Wunden bluten — Wo werden sie zuletzt anlangen? Unter donischen Kosacken, wie auf dem Vernet'schen Bilde? Oder an dem Goldgitter der glückseligen Gärten, wo da wandeln jene Götter . . .

„Wer sind jene Götter?

„Ich weiß nicht, wie sie heißen, jedoch die großen Dichter und Weisen aller Jahrhunderte haben sie

längst verkündigt. Sie sind jetzt noch geheimnißvoll verhüllt; aber in ahnenden Träumen wage ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften, und alsdann erblicke ich . . . Ich kann es nicht aussprechen, denn bei diesem Anblick durchzuckt mich immer ein stolzer Schreck und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin ja noch ein Kind der Vergangenheit, ich bin noch nicht geheilt von jener knechtischen Demuth, jener knirschenden Selbst-Verachtung, woran das Menschengeschlecht seit anderthalb Jahrtausenden siechte, und die wir mit der abergläubischen Muttermilch eingesogen . . . Ich darf nicht aussagen, was ich geschaut . . . Aber unsere gesünderen Nachkommen werden in freudigster Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten. Sie werden die Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können. Es wird ihnen wie ein Märchen klingen, wenn sie hören, daß weiland die Menschen sich alle Genüsse dieser Erde versagten, ihren Leib kasteiten und ihren Geist verdumpften, Mädchenblüthen und Jünglingsstolz abschlachteten, beständig logen und greinten, das abgeschmackteste Elend duldeten . . . ich brauche wohl nicht zu sagen wem zu Gefallen!

„In der That, unsere Enkel werden ein Ammenmärchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und sie werden uns sehr bemitleiden! Wenn sie einst, eine freudige Götterversammlung, in ihren Tempelpalästen sitzen, um den Altar, den sie sich selber geweiht haben, und sich von alten Menschheitsgeschichten unterhalten, die schönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greise, daß es ein Zeitaltar gab, in welchem ein Todter als Gott angebetet und durch ein schauerliches Leichenmahl gefeiert ward, wo man sich einbildete, das Brod, welches man esse, sei sein Fleisch, und der Wein, den man trinke, sei sein Blut. Bei dieser Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze sichtbar erbeben auf ihren schönlockigten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar streuen, um durch Wohlduft die düsteren, unheimlichen Erinnerungen zu verscheuchen."

Berichtigungen.

Seite 1, Zeile 1 v. u. statt umfassendes lies: getreues.

Seite 17, Zeile 8 v. o. statt Hamburg lies: Frankfurt am Main und Hamburg.

Seite 17, Zeile 10—14 statt „Von — promovirte." lies: Von Ostern 1819 bis Herbst 1820 studirte er in Bonn und hierauf in Göttingen Rechtswissenschaft, wo er zu Ende Januar 1821 wegen „Uebertretung der Duellgesetze" das consilium abeundi erhielt. Er setzte in Berlin seine Studien fort, von wo aus er sich behufs seines Uebertrittes zur evangelischen Kirche (der am 28. Juni stattfand) im Jahre 1825 nach Heiligenstadt, und später nach Göttingen begab, um dort am 20. Juli d. J. zum Doctor juris utriusque zu promoviren.

Seite 36, Zeile 5 v. u. statt Seiten lies: Saiten.

Seite 75, Zeile 4 v. o. statt beweisen lies: bewiesen.

Seite 76, Zeile 9 statt Kleinigkeit lies: Kleinlichkeit.

Seite 100, Zeile 9 statt welche lies: welches.

Von demselben Verfasser sind so eben bei Ernst Keil in Leipzig erschienen:

Gedichte

von

Adolf Strodtmann.

(274 Seiten.) Miniaturausgabe mit Goldschnitt.

Eine Sammlung lyrischer Gedichte, welche, ungeachtet der lyrischen Ueberschwemmung, an der unser Parnaß leidet, dennoch durch Schwung und Tiefe der Empfindung sowie durch Innigkeit und Glanz des Ausdruckes wohl geeignet sein dürften, das Publikum aus der Gleichgültigkeit, mit der es die Neuigkeiten unserer Lyriker gewöhnlich empfängt, aufzurütteln. Deutsches Museum.

Bei Gustav Carl Würger in Hamburg erschien ferner:

Rohana.

Ein Liebesleben in der Wildniß.

Von

Adolf Strodtmann.

(120 Seiten.) Elegant cartonnirt, mit Goldschnitt.

Preis: 18 Silbergroschen.

Diese Dichtung, welche das Indianerleben und seine Berührung mit der Civilisation schildert, möchte außer einzelnen Sachen von Lenau in keiner poetischen Schöpfung unserer Literatur ein entsprechendes Seitenstück haben.

Jahreszeiten.

Es ist eine fremdartige Welt, die Strodtmann vor uns entrollt, und doch heimelt sie uns mächtig an. In die Wildniß voll Schrecken zaubert er trauliche Ruheplätze an murmelnden Bächen, die unter schattigen Bäumen fließen, und

zeigt uns dann, welch kindlich reines Herz auch manchmal eine rothe Haut verbirgt. In vielfach wechselnden Versen gelingt dem Dichter die Zeichnung des Lieblichen sowohl, wie die des Gewaltigen, und überall vereinigt er ein tiefes Gemüth mit bedeutender Versgewandtheit.

Altonaer Nachrichten.

Ueberblicken wir diesen gedrängten, aber reichgliedrigen Inhalt der „Rohana", so möchten wir mit dem Dichter fast über seine Bescheidenheit rechten, daß er das Gedicht „ein Liebesleben in der Wildniß" nennt. Wir hatten nach dem Titel ein Idyll, eine romantische Schilderung der Urwälder, eines Stilllebens, das ohne Bewegung, „ewig gleich und spiegelklar und eben", dahinfließt, erwartet, und wir haben ein Gedicht von fast dramatischer Wirkung gefunden. Das Gedicht hat ein ganz eigenartiges Gepräge. Es sind Spuren einer Meisterschaft darin, die wir herabsetzen würden, wollten wir sie blos eine Meisterschaft der Form nennen. Ein zierlicher Vers, eine elegante Diktion, ein reiner Vers steht Manchem unserer zeitgenössischen Poeten ebenso wie Strodtmann zu Gebote, aber wir glauben in vielen Stellen der „Rohana" mehr als das zu finden: eine Identität von Form und Inhalt, die den Dichter berechtigt, um den höchsten Preis der Poesie zu ringen. Ja, nicht wenige Kapitel der „Rohana" erinnern uns an jene Durchdringung von Form und Inhalt, durch die die gepriesensten Balladen unserer National-Literatur ihren unwiderstehlichen Zauber üben.

Kompaß.

. . . ein kleines Epos, das sich ungescheut zu dem Besten rechnen darf, was die jetzige deutsche Lyrik bietet. Es ist die „alte Geschichte" von Liebe und Verrath, aber sie endet nicht mit passivem Herzbrechen, sondern mit wilder Rache; sie spielt nicht im heutigen modernen Salon, sondern vor einem Jahrhundert am Eriesee in Nordamerika, aber die Menschen darin sind höchst anziehend geschildert und die Naturbeschreibungen sind reizend und lieblich, wie vielleicht nur ein deutscher Dichter sie auffassen und schreiben konnte. Die 30 einzelnen Abtheilungen sind in verschiedenen Versmaaßen gedichtet, aber in allen waltet die gewandte, kunstfertige Hand, das geübte Ohr

des Meisters; mit dem ernsten Metrum der Ballade wechseln leichte daktylische Verse, die so melodisch klingen, daß man sie lesend singen möchte. — Das auch äußerlich elegant ausgestattete Büchlein empfiehlt sich als würdige Gabe bei einer Feier, deren uns des Hauses Kreis ja so manche darbietet.

Altonaer Merkur.

Das Gedicht enthält so viel' reizende Einzelheiten, ist aber auch in Bezug auf den Bau des Ganzen als solches so beachtenswerth, daß wir gern unsere volle Bewunderung hiedurch zu erkennen geben. Rohana reiht sich den besten Erscheinungen unserer deutschen Literatur auf das Würdigste an.

Allgem. Theaterzeitung.

Adolf Strodtmann aus Hadersleben liefert wieder einen Beweis, daß die Schleswiger Deutsche sind und nicht Dänen, und in Amerika schreibt er Poesien, wie sie kein Amerikaner zu dichten versteht. Wir begrüßen in demselben ein ausgezeichnetes Talent, reich an dichterischem Schwunge und sehr gewandt in der Form. Es erscheint viel Lyrisches und der Liebeshistorien haben wir auch manche, allein dies Liebesleben in der amerikanischen Wildniß darf auf freundliche und vielfache Aufnahme rechnen. Strodtmann's Rohana gehört dem Besten neuester Dichtungen an, und ist — was wir besonders rühmen — naturfrisch ohne Coquetterie, Selbstüberschätzung oder Tendenzreiterei.

Düsseld. Zeitung.

Außerdem sind bei dem Verleger dieses Buches soeben erschienen:

Endrulat, Bernh., Von einem verlorenen Posten. Ein Buch der Erinnerung an Schleswig-Holstein. Preis 1 ₰ 15 Sgr.

Was er in zwei Feldzügen für die gute, deutsche Sache Schleswig-Holsteins erlebt und gesehen hat, was ihm Sage und Geschichte des Landes Anziehendes und Bedeutungsvolles zugeführt haben, das rollt hier ein reichbegabter Dichter in

lebendigen, farbenreichen Bildern vor den Augen des Lesers auf. Glühende Liebe zum deutschen Vaterlande, die freiesten und edelsten Gesinnungen, sich'rer klarer Blick in die Vergangenheit und freudiges Ausschauen in die Zukunft verleihen diesem Buche im Verein mit der künstlerischen Vollkommenheit der Darstellung den höchsten Werth und Reiz.

Endrulat, Bernh., Gedichte. Miniaturausgabe in Goldschnitt gebunden. 2 ₰.

Einige Auszüge aus Beurtheilungen vorgenannter Gedichte:

Von dem durch seine Schicksale bekannten Dichter liegt hier eine Sammlung vor uns, die sich durch den Reichthum der darin sich kund gebenden Gefühle, die Sinnigkeit der Gedanken und den Wohllaut der Sprache und Versbildung auf's Vortheilhafteste hervorthut. — Seine Dichtungen sind durchaus original, aber nirgends barock, in der Form sogar mit strenger Sorgfalt gefeilt und offenbar aus einer Masse von Liedern, die im Geiste des Dichters geschlummert, ausgewählt und gesichtet.

Hamb. unparteiischer Correspondent.

Die Betrachtung des Buches überzeugt uns, daß die Gedichte die gute Meinung durchaus rechtfertigen, die wir im Voraus dafür zu erwecken suchten. — Noch angenehmer, als die geschmackvolle Bildung der Form und selbst als die Mannigfaltigkeit der poetischen Anschauung und Gestaltung, hat uns die Reife des Urtheils und die Harmonie überrascht, welche überall zwischen Stimmung und Gedanken herrscht.

Hamburger Nachrichten.

Dieses außerordentlich sauber und schön ausgestattete Buch legen wir unsern Lesern ganz besonders freundlich an's Herz und nicht nur deßwegen etwa, weil Bernhard Endrulat ein Mitarbeiter der „Jahreszeiten“ ist, sondern hauptsächlich und weit mehr, weil seine Gedichte frisch, kräftig und gesund, wie sie sind, den Hauch einer kernigen und braven Mannes-

seele athmen, wie wir sie unserer Poesie durchaus zu wünschen haben. Jahreszeiten.

Der Dichter hat eine entschiedene Begabung. Er versteht es, seinen poetischen Stimmungen in reinen wohllautenden Versen Ausdruck zu geben. Er beherrscht die Sprache mit Geschick und mit Sicherheit, gebraucht Redefiguren und Bilder mit Geschmack und hat ein glückliches Auge, mit dem er der Natur manch hübschen Zug abgelauscht. Kompaß.

Es ist ein ächter deutscher Sängergeist, der uns aus diesen Gedichten anspricht, — männlich, stolz, frei, zu Kampf und Streit für das theure Vaterland und für jedes höchste Gut gerüstet, den Reizen der Natur, bald fröhlich genießend, bald träumerisch sinnend, hingegeben, der Liebe huldigend, hier in reiner Verehrung, dort in muthwilligerer Lust, je nach dem Werthe des Weibes. Es ist in diesen Gedichten nichts Gesuchtes, nichts Gewähltes, sondern es spricht sich in ihnen eine gesunde, edle Natur aus. So ist auch ihre Sprache und Form ebenso einfach, ungekünstelt, wie schön.

Zeitung für Norddeutschland.

Der Aufenthalt Endrulat's auf der Citadelle in Magdeburg hat die „Träumereien eines gefangenen Dichters“ hervorgerufen, dreizehn Sonette, welche wir zu den besten Productionen der deutschen Lyrik rechnen dürfen. Auch die übrigen Gedichte, welche dem Vaterlande, der Natur, der Liebe geweiht sind, bekunden durchweg in Inhalt und Form ein ächt deutsches, für alles Gute und Große begeistertes Herz, eine phantasiereiche Dichterseele, die bald sinnend, bald fröhlich genießend, Alles erfaßt, was das Leben bewegt, veredelt und verschönt.

Deutsche Reichs-Zeitung.

Je mehr man sich in das Buch hineinliest, desto deutlicher tritt es Einem entgegen, daß man hier einem seltenem Talent begegnet, das in der Form unbestreitbare Meisterschaft besitzt und unter den vielen zuletzt erschienenen Lyrikern (wenn wir Geibel ausnehmen) den ersten Rang einnimmt.

Düsseldorfer Zeitung.

Es ist ein ganzes, reiches Leben, das sich in diesen Gedichten vor uns auslegt. Man fühlt es ihnen an, daß sie nicht gemacht sind, um gemacht zu werden, daß sie aus dem innersten Born eines ächten Dichtergemüthes geflossen sind und mit der Naturgewalt eines poetischen Berufes sich ihre Form geschaffen haben.

National-Zeitung.

Aus durchgebildeter, harmonisch abgerundeter, wohllauterfüllter Form spricht hier ein frischer, kräftiger, ein wirklich dichterischer Geist zu uns; männlich ernst, der höchsten Ideale voll, und doch auch jedem zartesten Gefühle tief erschlossen.

Weimarer Zeitung.

Johannsen, Wilhelmine, Die Traubencur. Ein romantisches Gemälde. Preis 22½ Sgr.

Einige Auszüge aus Beurtheilungen vorgenannten Buches:

Das vorliegende Buch ist deutschen Frauen und Jungfrauen gewidmet und denen darf es getrost in die Hände gegeben und empfohlen werden, sie finden darin entsprechende Beschäftigung für Geist und Herz. In der schönen Rheinpfalz werden uns die Herzens- und Lebens-Geschichten zweier wackerer Frauen in einfach rührender Weise erzählt, die sich zuweilen in frauenhaft behäbiger, aber immer anmuthiger und streng sittlicher Breite ergeht und auch die Männer mit einem Glanze von Tugend, Berufstreue und Edelmuth schmückt. Ein ganz klein wenig gezwungen könnte es erscheinen, rechtfertigt sich aber durch den Schauplatz der Geschichte und den Lebensberuf der Verfasserin, daß sich an entsprechenden Orten immer sachkundige Männer finden, die uns die Geschichten und Sagen der Städte, Burgen, Klöster und Kirchen erzählen, welche die Badereisenden besuchen. Hoffentlich wird das Buch bei recht vielen Leserinnen — und warum auch nicht Lesern? — einen eben so wohlthuenden Eindruck zurücklassen, wie es dem Referenten gewährt hat. Altonaer Merkur.

Uns hat die natürliche Einfachheit, welche die Erzählungs-manier der Verfasserinn charakterisirt, wohlthuend angesprochen. Wir begegnen durchaus nichts Gemachtem, keiner unmöglichen oder doch schwer denkbaren Situation, keinem forcirten Geist-reichthum, womit schriftstellernde Frauen gern kokettiren, und keinen verschrobenen Charakteren. Da außerdem sämmtliche Erzählungen auf streng sittlicher Basis ruhen, ohne in den Fehler zimperlicher Prüderie zu verfallen, so eignen sie sich ganz gut zu einer Lectüre für Frauen und Jungfrauen, die sich gewiß vortrefflich dabei unterhalten werden.

Hamb. unparteiischer Correspondent.

Die Verfasserinn, welche sich schon durch ihre „braune Mappe“ einen ehrenvollen Ruf geschaffen hat, bringt uns in diesem Werke ein höchst gefälliges und ansprechendes Bild aus dem wirklichen Leben. In ungezwungener, einfacher Darstellungsweise, in Schilderungen, welche einen tiefen Blick in's menschliche Herz kund thun, erzählt sie uns Scenen aus der Gegenwart, die, fern von allem Abenteuerlichen und Un-wahrscheinlichen, den Stempel der Wahrheit an sich tragen, und sowohl dadurch, wie durch die Charaktere, welche sie uns vorführt und durch das humane Gefühl, welches in der ganzen Erzählung durchleuchtet, den Leser fesseln. In dieselbe sind Natur- und Sittenschilderungen, geschichtliche Thatsachen und Sagen der Gegend im Haardtgebirge eingeflochten, welche Jeden interessiren werden, der einmal dieses schöne Stückchen Erde besuchte. Trier'sche Zeitung.

Dieses freundliche Familiengemälde der schon als Schrift-stellerin anerkannten Dame hat das Paradies Deutschlands, die herrliche Pfalz, zum Schauplatz. Mannigfach spielt Natur und Geschichte desselben in den Gang der Ereignisse hinein, welche sich um die ehrwürdigen Ruinen der Limburg und Hartenburg, die von uralten Erinnerungen umwebten Höhen der Heidenmauer und den in erneutem Goldschmuck strahlenden Dom zu Speyer gleich frischen Blüthenkränzen herumschlingen.

Mecklenburgische Zeitung.

Carl Fischer's Buchdruckerei.



